Das Zeitalter des Ikaros

1944.

GISELHER WIRSING

Das Zeitalter des Ikaros

Von Gesetz und Grenzen unseres Jahrhunderts

EUGEN DIEDERICHS VERLAG JENA

1. Aufl. 1944

1. bis 30. Tausend

Buchausstattung: Max Thalmann
Copr. 1944 Eugen Diederichs Verlag und Giselher Wirsing
Druck: Herbert Zippel KG., Langenberg (Thür.)
Printed in Germany

MEINER MUTTER

zum 20. September 1943

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae.

Horaz, Carmina

Nach der Sage der Griechen ist Dädalos der Urahn von Technik und Kunst. In das Reich des Königs Minos verschlagen, schuf er dem Schrecklichen das Labyrinth, baute er seinen Palast und schmückte ihn mit Statuen und Gemälden. Je kühner seine Entwürfe, desto unersättlicher drängte ihn der Furchtgebietende. So traf schon Dädalos das Schicksal seiner ungeborenen Jünger: Ovids Klage am pontischen Strand, die Marter des Michelangelo und die Verstoßung des Dichters der Penthesilea in die Nacht. Eines dunklen Geheimnisses voll befestigte er schließlich, von der Sehnsucht nach der Heimat bezwungen, Fittiche aus Vogelfedern an seinen und des Sohnes Armen. Er hatte den Flug der Gefiederten und die Strömungen der Winde beobachtet. Von einem Felsen des Ida schwangen sich beide in die Lüfte. Der Vater und Ikaros.

Dädalos gelangte an den sicheren Ort einer freien Insel. Aber das Menschengeschlecht wagte für Jahrtausende nicht mehr, woran er sich versuchte. Die Baumeister und Bildner folgten ihm nach und zierten die Städte mit herrlichen Werken. Flieger aber gab es keine. Des Ikaros Schicksal schreckte, so sehr es Mitgefühl, Neugier und Bewunderung auch immer erregt hat. Der fliegende Jüngling war, vom Rausch des neuen Weltgefühls überwältigt, der Sonne entgegengestürmt. Mit gelösten Schwingen stürzte er ins Meer. Herakles, der Übermenschliche, weinte, als er ihn begrub. Er, der Riese, hatte immer seiner eigenen Hände Kraft vertraut. Dieser aber, der nun mit feuchtem Haar vor ihm am Strand lag, hatte sich dem Zauber einer Erfindung hingegeben. Als das

Opfer der dämonischen Leidenschaft, die sie als das Urbild der Technik in ihm erweckt hatte, versank Ikaros — bis er in unserem Jahrhundert wieder erstand. Seine Rückkehr bezeichnet ein neues Zeitalter. Wir haben es betreten. Die Skizzen, die dieser Band vereinigt, handeln von dem Bild des Menschen, das sich im ersten Krieg des Luftzeitalters formt.

Jeder große Krieg rührt an die Untergründe seiner Epoche; dieser aber ist mehr. Es wird nicht nur gewogen, was wir sind. Die Substanz dessen, was wir *werden*, ist in die Waagschale geworfen. Vom Ausgang hängt es ab, wie die Menschen beschaffen sein werden, die künftig die Landschaften Europas bevölkern. In den Religionskriegen der Vergangenheit ging es um das Bekenntnis der Menschen und die Form ihres Glaubens. In den Wirtschaftskriegen um Reichtum oder Armut. Diesmal aber geht es um den Menschen schlechthin. Glauben wir nicht, daß er ein seine Substanz immerdar fortsetzendes Wesen sei! Wir Europäer stehen genau an der Stelle, wo ungeahnter Aufstieg steil nach oben führt, der Abgrund aber jäh und unerbittlich in die Tiefe zieht. Uns, des Ikaros Nachfahren und Jünger.

INHALT

Bewußtsein und Völkerkrise 11

Der zweite Weltkrieg 24

Was ist Europa? 52

Gleichgewicht im Luftzeitalter 81

Der entfesselte Nihilismus 100

Der Einheitsmensch 115

Der Massenmensch 136

Das Emotionale

Ein Nachmittag in Madrid 148

Ein Abend am Escorial 164

Vom Geheimnis der Macht 181

BEWUSSTSEIN UND VÖLKERKRISE

Der Krieg hat die Menschheit überwältigt. In solchem Maße ist das geschehen, daß der einzelne, gleichgültig auf welchem Erdteil er lebt und von welcher Seite ihn das große Ungeheuer erfaßt hat, keine Möglichkeit mehr zu besitzen scheint, einen archimedischen Punkt außerhalb zu finden oder auch nur zu erstreben. Ich stelle daher einen unvergänglichen Satz von Arthur Schopenhauer an den Anfang dieser Skizzen. In Schopenhauers Auseinandersetzung mit der Willkür der Hegelschen Geschichtskonstruktion ist im Geiste fast alles vorweggenommen, was das darauffolgende Jahrhundert erschüttert und erfüllt hat. Sie gipfelt in diesen Worten: „Alle die, welche bloße Konstruktionen des Weltlaufs oder, wie sie es nennen, der Geschichte aufstellen, haben die Hauptwahrheit aller Philosophie nicht begriffen, das nämlich zu aller Zeit dasselbe ist, alles Werden und Entstehen nur scheinbar, die Ideen allein bleibend."

Der Versuch, eine Biographie dieses Krieges, noch während er sich immer weiterentwickelt, zu schreiben, wäre unmöglich und würde zu nichts führen. Dagegen müßten wir wohl imstande sein, jetzt, da der zweite Weltkrieg das fünfte Jahr über die Länder rast und wir somit an der Schwelle des dreißigsten Jahres dieser eruptiven Weltumformung stehen, von den Ideen, die ihr zugrunde liegen, mehr zu sagen, als dies in jedem anderen Stadium dieser drei Jahrzehnte möglich war. Es ist eine ausgemachte Sache, daß es

kaum die materiellen Machtmittel sein werden, die über den Ausgang dieses furchtbaren Geschehens die letzte Entscheidung haben, sondern daß es die Ideen sein werden. Wenn dem so ist, so wird freilich die Willkür, mit der ein jeder von seinem Standort aus den großen Zug der Dinge auszulegen versucht, in einem sogar jetzt noch unvorstellbaren Maße triumphieren. Der größte Teil aller Menschen lebt nur aus Vorurteilen, weil es ihm am Mut zum wahrhaften Denken gebricht. Es ist aber diese Entwicklung des Krieges, der Völker und Kontinente nun so weit fortgeschritten, daß sich aus allen Verwirrungen und Irrungen die Idee des Werdenden dergestalt herausschält, daß wir sie nun schon getrost ergreifen können. „Wann die Wolken ziehen", sagt Schopenhauer an einer anderen Stelle, „sind die Figuren, welche sie bilden, ihnen nicht wesentlich, sind für sie gleichgültig: aber daß sie als elastischer Dunst, vom Stoß des Windes zusammengepreßt, weggetrieben, ausgedehnt, zerrissen werden; dies ist ihre Natur, ist das Wesen der Kräfte, die sich in ihnen objektivieren, ist die Idee; nur für den individuellen Beobachter sind die jedesmaligen Figuren."

Es gibt, was die Ideen angeht, die hinter dem Schein des vieldeutigen äußeren Ablaufs der Dinge ruhen, eine wesentliche Erkenntnis: Die Krise aller Kulturen der Welt, vor die sich die Völker und Kontinente heute gestellt sehen, wurzelt in einem einheitlichen Grund, aber es gibt keine einheitliche Methode für ihre Lösung.

Überall in der Welt haben die großen gewachsenen Kulturzusammenhänge, die festen Überlieferungen, Gebräuche, Sitten und schließlich die religiösen Fundamente und der Glaube einen Bruch und teilweise einen Zusammenbruch erfahren. Das ist der einheitliche Grund der weltüberspannenden Völkerkrise. Wie in einer Verwandlungsbühne haben sich bei offener Szene die Kulissen auseinandergeschoben.

Was eben noch den Anschein eines festgegründeten Hauses erweckte, ist plötzlich in den Schnürboden hinaufgezogen worden. Die Akteure sehen sich verlassen und bloß von der kahlen, grell beleuchteten Maschinerie umgeben, in der sich das Echo ihrer Stimme schaurig bricht. Jedoch — sie verlassen die Bühne nicht. „Die Quellen unseres Handelns liegen jenseits der geistigen Verzweiflung", sagte unlängst ein deutscher Dichter und Soldat. Die verschiedenen Glieder der Menschheit haben — je nach ihren Vorbedingungen — die technische Revolution zweier Jahrhunderte nun so weit hinter sich gebracht, daß sie ernstlich darangehen wollen, sich auf Grund der neugeschaffenen Bedingungen einzurichten und nicht mehr unter Voraussetzungen weiterzuleben, die gar nicht mehr bestehen.

Der Bruch und der Zusammenbruch der alten gewachsenen Kulturen und Bindungen scheint so weit vollendet zu sein, daß sich nun der Boden für das Entstehen neuer Kulturen und neuer Bindungen bereitet, wofern man nicht glauben möchte, die Menschheit versänke überhaupt unrettbar in ein Chaos. Die uralte Völkersage der Sintflut hat neue Gestalt gewonnen. In der großen Flutsage der Indianer ist es eine von einem Adler begattete Jungfrau, die Zwillinge gebiert und aus ihnen die Menschheit neu entstehen läßt. Schon ist gewaltig das Rauschen seiner Flügel zu hören.

Seit Jahrzehnten hat sich, gleich ob in Ostasien oder in Europa oder in den beiden Amerikas, das Gefühl überall verbreitet, das die größten Geister und die langweiligsten Philister gleichermaßen beherrscht: so geht's nicht weiter. Damit drücken die Menschen in Schanghai oder in Berlin oder in San Franzisko auf ihre meist unbeholfene Weise alle dasselbe aus: die Vernichtung der bestehenden gewachsenen Ordnungen, die dem Siegeszug der Revolution der Technik folgte, hat Ausmaße erreicht, die ein neues Wachstum von

Werten, von festen Normen und Sitten, die einen neuen Nomos unvermeidlich erscheinen lassen. Sollen sie im Sumpf der Vorurteile ersticken? Die Rettung vor dem drohenden Chaos, das sich von allen Ecken der Erde aus gleich unheimlich ausnimmt, ist es, die die von den Furien dieser Krise gepeitschte Menschheit ersehnt. Und — es entsteht Neues, während der Leib der Erde unter dem Donner zweier Weltkriege dröhnt. Was ist es, das wächst?

Es ist seit einigen Generationen kein bedeutender Denker mehr über die Erde gegangen, ohne daß für ihn im Mittelpunkt seines Denkens diese Auflösung der bisher bestehenden Kulturen und die damit einhergehende Barbarisierung der Menschheit gestanden hätte. Das 19. Jahrhundert — es reicht freilich bei den verschiedenen Völkern und Erdteilen ganz verschieden weit in unsere Zeit hinein — hat dieser quälenden Erkenntnis mit wissenschaftlichen, vor allem naturwissenschaftlichen Lösungen entgegenzutreten versucht. Es ist darum als das *wissenschaftliche Zeitalter* in die Geschichte eingegangen — als das Zeitalter, in dem der Glaube an die Wissenschaft zuerst im europäischen und amerikanischen, dann aber auch im ostasiatischen und vor allem im russischen Bereich die dahinwelkenden Kulturwerte und festen Normen, ja schließlich die Religion ersetzen sollte. Die wahrhaft schöpferischen und wegbereitenden Denker und Täter des gleichen Zeitalters haben gerade deshalb alle außerhalb des Komments der Wissenschaft gestanden. Sie mußten für sich stehen, weil in ihnen das Gefühl lebendig war, daß man neue Werte und Kulturen nicht künstlich schaffen kann, sondern daß sie sich von selbst schaffen und nur von selbst schaffen können. Sie standen als Einsame

im Strom ihrer Zeit. Nicht gegen ihn, sondern ihm vorauseilend. Sie waren nicht „antiwissenschaftlich" — das kann nur ein Tor sein — aber die Wissenschaft war nur ihre Dienerin, sie selbst nicht Götzendiener für die zur Ersatzreligion erhobene Wissenschaft. Erst Planck hat dann auch vom Standort der Wissenschaft aus mit der ganzen Schärfe des demütigen Geistes geklärt, wie sich Sachforschung, Weltanschauung und — darüber hinaus — allgemeinverbindlicher Nomos zueinander verhalten. Haeckels monistische „Lösung" der „Welträtsel", eine der Krönungen des wissenschaftlichen Zeitalters, ist heute, nach Planck, kein wissenschaftliches Problem mehr. Die Wissenschaft hat — indem sie zu ihrer eigenen Rettung auf Selbstbescheidung drang — auch ihre Vergötzung selbst durchbrochen. Es gibt für sie keine Verewigung eines Forschungszustandes zum Dogma mehr. (Das ist vor allem gegen die landläufigen Gaukler und „Verächter" der Wissenschaft wichtig, deren dummdreiste Geringschätzung fast stets nur der Ausdruck ihrer Minderwertigkeitskomplexe ist.)

Diese im wissenschaftlichen Zeitalter einsamen Geister wußten, was auch heute noch nicht alle wissen: man kann wohl, solange die Traditionen fest in sich ruhen, die heranwachsende Generation zu den Normen einer bestimmten Elite erziehen und ein dafür zweckmäßiges Erziehungssystem anwenden. Man kann aber nicht eine neue Elite aus neuen Normen künstlich schaffen. Sie muß sich selbst schaffen, und hieraus müssen sich dann die Normen ergeben.

Die völlige Einheit von Natur und Kultur ist gewiß der älteste Menschheitstraum: der Traum vom verlorenen Paradies. Aber wenn man nur nicht vergessen würde, daß Natur vom Werden *(nasci)* sich herleitet, so würde das Wesen der Kultur sich ebenfalls nicht so leicht verhüllen. Natur und Kultur stehen im Gegensatz zum künstlich Erdachten, zum

bloß Konstruierten, zum Mechanischen. Dies alles sind, gebündelt, die auflösenden und austrocknenden Kräfte in allen Kulturen gewesen, die, wenn sie übermächtig wurden, zu universalen Krisen geführt haben. So auch zu derjenigen unseres Zeitalters.

Müssen wir nicht also das Bewußtsein für den Verlust aller Unschuld anklagen? Diese sich in einem immer feineren Netzwerk verästelnde unheimliche Kraft, die alle Phänomene der Kultur an ihren Wurzeln bloßlegt, sie des schützenden Erdreichs beraubt und sie damit dem Prozeß der Austrocknung überliefert. Ist es nicht das Bewußtsein, das den Verlust der Naivität und damit den Urwiderspruch hervorruft, aus dem die allgemeine Auflösung und Nivellierung entsteht, wie der Massenwahn von der Gleichheit der Menschen (der sich in tausend verschiedenen Verkleidungen äußert), die Gottlosigkeit, die „Lösung" der Welträtsel durch Knirpse, die Ehrfurchtslosigkeit gegen Mensch und Natur? Der Bauer, der im Kreislauf der Jahreszeiten lebt, und der Farmer, für den die Bearbeitung des Bodens zu „einer Industrie geworden ist, wie eine andere auch", ist auf der elementaren Grundstufe aller menschlichen Gesellschaft dafür das augenfälligste Beispiel. Goethe sagt:

All unser redlichstes Bemühen
Glückt nur im unbewußten Momente:
Wie möchte denn die Rose blühen,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkennte.

Überall, wo diesem Auflösungsprozeß bewußter Widerstand entgegengesetzt wurde, ging indes, weil eben auch der Widerstand bereits ein Akt der Bewußtheit war, die Zeit rauschend über solche Versuche hinweg. Dies war seit dem Ausbruch der Französischen Revolution der Irrtum aller Konservativen. Die Schwäche und Ohnmacht des europäischen

Konservatismus leitet sich in der praktischen Staatskunst (Metternich) wie in der Theorie (Adam Müller, Gentz, de Maistre und selbst noch Moeller van den Bruck) aus diesem unauflöslichen Widerspruch her. Goethes Wort gilt eben gerade so für die bewußten Konservativen. Sie wurden Romantiker, d. h. sie traten aus ihrer Zeit aus, verloren sich in geschichtlichen Analogien und gelegentlich in der Anbetung unwiderruflich verklungener Epochen — bis dann die Zeit sie am Wege stehenließ und achtlos an ihnen vorbeiging. Die patriarchalische ostelbische Landverfassung z. B., die so viel Gutes, ja Ewiges für sich anzuführen hatte, wie etwa auch die Pflanzeraristokratie in den Südstaaten der USA. für ihre patriarchalische Lösung des Negerproblems — beide waren sie zum Untergang verdammt. Ihre Theoretiker wurden zu Reaktionären. Die durch die Jugendbewegung herbeigeführte „Wiederbelebung" des Volkstanzes ist auf harmloserem Gebiete dasselbe. Die Flucht in die Romantik kann vor der unerbittlichen Forderung der Geschichte nicht bestehen. Das Reaktionäre verfällt dem Lächerlichen. Man kann ebensowenig Luther rückgängig machen, der aus zwingenden Gründen seiner Epoche die Einheit des Abendlandes spalten mußte, wie man überhaupt „Wiederbelebungen" anstellen kann. Sie führen unvermeidlich zum Gegenteil, zu immer nur größerer Verstiegenheit und zur Entfernung von jeder realistischen Zeitbetrachtung, die immer erneut als einzig wahrhafter Ausgangspunkt des Denkens in unserer Epoche gefordert werden muß.

Wer sich nicht traut, die Wirklichkeit unserer Zeit mit all ihren krassen Widersprüchen, Widerwärtigkeiten und Ungereimtheiten zunächst nur aufnehmend zu erfassen, wie könnte ein solcher Feigling die Ideen, die hinter dem Schein des Gegenwärtigen und ihren Ausdrucksformen verborgen sind, überhaupt verstehen?

Realismus also, nicht Romantik, ist die erste Voraussetzung für das wahrhaft auf die Zukunft gerichtete Denken. Realismus aber — ist Bewußtsein. Widersprechen wir uns nun? Wie kann denn dann die Rose blühen?

Dort, wo noch mythische Urkräfte lebendig walten, wie offenbar in Japan, ist ein erfolgreicher Assimilationsprozeß des Zivilisatorischen anderer Kulturen ebenso möglich wie kräftiges Ausscheiden des Unverdaulichen. Das ist aber nur in Japan und vielleicht in Indien unter allen großen Weltvölkern denkbar. Schon in China gelang es nicht — die tiefere Ursache für den Japanisch-Chinesischen Krieg. Bei uns müssen andere Gesetze gelten. Die Todesverachtung des Japaners nährt sich aus anderen Quellen als der Mut und die Kühnheit unsrer Soldaten. Der Japaner erfüllt sein Leben in der Selbsthingabe, im Tod für Gemeinschaft und Vaterland. Es ist der höchste religiöse Weiheakt. Unsere Männer fallen im Bewußtsein des Dienstes, der auch das letzte Opfer verlangt. Sie kämpfen indes, um zu leben. Niemandem könnte es gelingen, ihnen japanische Geisteshaltung einzuimpfen. Sie würde dem abendländischen Sinn des Lebens wie des Opfertodes widersprechen.

Kleist hat in seinem Essay „Über das Marionettentheater" einen Hinweis gegeben, vor dem sich Goethe aus der harmonischeren Heiterkeit seines in sich ruhenden Kosmos gescheut hat (wenngleich er in der kleinen Betrachtung „Antik und Modern" — einem der wichtigsten Schlüssel zu Goethes Denken — behutsam ähnliche Saiten zum Klingen bringt). Wir können weder dem Bewußtsein noch der Dämonie des Mechanischen entfliehen. Wer künstlich naiv sein will, wirkt höchstens gespreizt und dumm. Eine im 19. Jahrhundert erbaute gotische Kirche ist weder Straßburg noch Chartres, selbst wenn alle Maße stimmen. Kleist schildert in dieser Abhandlung an drei Beispielen, welche Wirkung das Bewußt-

sein — von dem er zu verstehen gibt, es sei der eigentliche Erreger der Unordnung — sowohl auf die natürliche Grazie des Menschen wie auch auf das Handeln ausübt.

Die erste Beobachtung befaßt sich mit dem Verhältnis der Marionetten zum menschlichen Tanz. Kleist entdeckte, daß es dem Menschen schlechthin unmöglich wäre, die Anmut eines mechanischen Gliedermanns auch nur annähernd zu erreichen, wenngleich die Marionette gewissermaßen nur den Extrakt des Begriffes Tanz darzustellen vermöge. Nur ein Gott aber könne sich auf diesem Feld mit der Materie messen, weil der Mensch, seit er vom Baume der Erkenntnis gegessen habe, den natürlichen Schwerpunkt, der bei richtiger Handhabung sich in den Bewegungen einer Marionette voll auswirke, nicht mehr zu finden vermöge. Das zweite Beispiel erzählt von einem Jüngling, der ganz zufällig, während er sich nach dem Bade abtrocknete, die Bewegung des antiken Dornausziehers verblüffend nachahmte und der, als man ihn darauf aufmerksam machte, dann zu seiner großen Verwirrung vergeblich versuchte, diese Gebärde nochmals bewußt mit derselben Vollkommenheit zu erreichen. Das dritte Beispiel schließlich erzählt von einem Bären, der dazu abgerichtet worden war, mit seiner Tatze die Stöße und Finten eines Fechters abzuwehren. Es erwies sich, daß der Bär nicht nur alle Stöße unbeirrbar parierte, daß er vielmehr, was keinem Fechter der Welt gelingen könnte, nicht einmal auf Finten einging, sondern daß er unbeweglich und die Tatze schlagfertig erhoben stand, wenn die Stöße des Fechters nicht ernsthaft gemeint waren.

Kleist sagt dazu: „So, wie sich der Durchschnitt zweier Linien, auf der einen Seite eines Punkts, nach dem Durchgang durch das Unendliche, plötzlich wieder auf der anderen Seite einfindet, oder das Bild des Hohlspiegels, nachdem es sich in das Unendliche entfernt hat, plötzlich wieder

dicht vor uns tritt: so findet sich auch, wenn die Erkenntnis gleichsam durch ein Unendliches gegangen ist, die Grazie wieder ein; so daß sie, zu gleicher Zeit, in demjenigen menschlichen Körperbau am reinsten erscheint, der entweder gar keins oder ein unendliches Bewußtsein hat, d. h. in dem Gliedermann oder in dem Gott."

„Mithin", fragt Kleist, „müßten wir wieder von dem Baum der Erkenntnis essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen?" Und er gibt darauf die Antwort: „Allerdings, das ist das letzte Kapitel von der Geschichte der Welt."

Man kann also das Vordringen des Bewußtseins nicht dadurch aufheben, daß man sich dagegen zu stemmen und gar es zu leugnen versucht. Ich erhielt während der schweren Monate des ersten Winterfeldzuges im Osten einen Brief eines mir unbekannten Leutnants von der Moskauer Front, in dem er schrieb: „Es ist mir wichtig, daß wir diesen Krieg und die innere Notwendigkeit unseres Sieges bewußt erleben. Nur im bewußten Erleben haben wir diese Gewißheit, mit der wir hier und daheim selbst hundertmal Schwereres als das Gegenwärtige mit unerschütterlicher Gewißheit durchstehen. Das ist notwendig für unsere Zukunft. Zu dem uns aufgegebenen Werk müssen wir auch als Menschen groß genug sein, und zwar — wir wollen ganz ehrlich sein — größer als wir es waren, größer auch als wir es sind ... Das ist aber nur möglich, wenn wir um die tiefsten Gründe dieses Krieges wissen. Nicht Blindheit, sondern Bewußtheit fordern die besten Kämpfer dieses Krieges. Das ist ihr besonderes Anliegen."

Es ist gewiß leichter — um im Bilde des Märchens aus Tausendundeiner Nacht zu sprechen — den Riesengeist des Bewußtseins aus der Flasche herauszulassen, als dann später seiner bedrohlichen Kraft Herr zu werden. Aber gerade da beginnt der Mensch unseres Zeitalters, während der Mensch

des 19. Jahrhunderts hier endete, wie noch heute Amerikanismus und Sowjetismus. Gerade deshalb mußte der Mensch dieser jetzt ausklingenden Epoche zum Spielball aller Dämonien werden. Das ist unvermeidliches Schicksal aller Epochen, in denen Ersatzreligionen an die Stelle der kindhaften Verehrung des Göttlichen treten. Im Märchen heißt es indes sehr schön, daß der vom Geist aus der Flasche bedrohte Fischer bei sich selbst dachte: „Dieser ist ein Geist, und ich bin ein Mensch; Gott hat mich über ihn erhoben: ich will mit meinem Verstande ihn überwinden." Und so gelingt es dem Fischer tatsächlich, den Geist in die Flasche zurückzubannen und sich alsbald seiner Riesenkraft zu bedienen. Nein, wir sind nicht am Ende! Wir können vielmehr gerade erst jetzt erkennen, wie der Mensch der Zukunft beschaffen sein wird; ich will einschränkend sagen, der europäische Mensch. Es mag vermessen erscheinen, dies inmitten einer so furchtbaren Erschütterung auszusprechen, wie wir sie in diesen Jahrzehnten erleben. Sie schafft indes die neuen Voraussetzungen; die Rückgewinnung der Einheit von Denken und Handeln, die Einsicht in die Vereinbarkeit von Willensfreiheit und schicksalhafter Bestimmung, die Bejahung der Sinne, des Leibes, der „Welt" in Verbindung mit der Erkenntnis vom Schein alles Daseins, schließlich die Weigerung, die Gegenwart nur als Übergangszustand zu sehen — was jede Sekunde, wie jedes Säkulum ist — sondern zugleich als Aufgabe, als unmittelbare Emanation des Göttlichen und erst damit auch als Keimboden des Zukünftigen.

Die Welt ist ein ewig Werdendes. Das Bewußtsein erreicht nur das Gewordene. Darum brauchen wir keine Furcht vor der scheinbar auflösenden Kraft des Bewußtseins zu haben. Wir halten sie niemals auf. Wir müssen uns sogar, um eben nicht in die irrealen Traumgebilde des Romantischen zu ent-

fliehen, zum Bewußtsein bekennen, es wirken lassen, selbst dort, wo es scheinbar zerstört. Das kann nicht hindern, ja das soll der Anlaß sein, daß wir uns dem Werden kühn als einem Urphänomen anvertrauen. So meint Kleist, bestehe die Notwendigkeit, wieder vom Baum der Erkenntnis zu essen. Das Bewußtsein vermag nur das Gewordene, nicht aber das Werdende zu zerstören, solange sich das Leben fortzeugt. Hier enthüllt sich das große Geheimnis der Unerschöpflichkeit von Geschichte und Natur zugleich. Nur dort gibt es daher den absoluten Tod, die Auflösung im reinen Nihilismus, wo das Urphänomen des Werdens nicht mehr stattfindet. Dort versucht das Bewußtsein auch bereits das Zukünftige mit Beschlag zu belegen. Es ist nicht zu leugnen, daß dem Phänomen des Amerikanismus in unserer Zeit dieser erschreckende Zug anzuhaften scheint. In unserer Kultur hingegen vermag das Bewußtsein über jene Schale des schon Gewordenen nicht hinauszudringen. Wir leben — wir funktionieren nicht nur. Die emotionalen Kräfte, die hinter dem Bewußtsein ruhen, vermag der Zauberstab bei uns noch zum Quellen zu bringen, wenn er den Felsen berührt. Darum ist Europa noch immer groß, sosehr es sich selbst zu vernichten scheint. Unsicherheit setzt erst dort eigentlich ein, wo die Ungeduld vor dem Werden alle Prozesse des Entstehens in Treibhäuser zu verlegen sucht, um sie mit künstlichen Mitteln zur Reife zu bringen. Der Starke hat Zeit, weil er der Zeit, d. h. dem Werden vertrauen darf. Nur der Schwache ist ungeduldig und daher von irritierter Unduldsamkeit. Er vertraut nicht dem, was er fühlt, sondern nur dem, was er sieht. Er wird so dem Sturm des Schicksals zur leichten Beute.

In der altrussischen Kirchensprache gibt es ein besonderes Wort für das „geistige Auge" *(oko)*, das mit dem Auge, mit dem wir die Gegenwart erblicken *(glas)*, nicht zu ver-

wechseln ist. Wer nicht die Kühnheit besitzt, sich auf sein „Oko" in Einfalt zu verlassen, wird durch sein Auge getäuscht und zur Ungeduld gegenüber der unerschöpflichen Macht des Werdens verführt werden. Bei Shakespeare schon tauchen diese Bejammernswerten auf, für die es keinen Trost gibt.

DER ZWEITE WELTKRIEG

Wir sagten, die Krise aller Kulturen der Welt hat einen einheitlichen Grund, aber es gibt keine einheitliche Lösung für sie. Neue Werte, Kulturen und Normen erstehen nicht aus dem Nichts, sie fallen nicht vom Himmel herab. Sie bauen auf dem Schutt des Dahingesunkenen auf. So wie in den neun Schichten Trojas jede Epoche wieder aus Eigenem gebaut hat, dazu aber wohl nicht nur die Ziegel und das Material, sondern auch die Erfahrung der Vorhergehenden für sich verwandte, so ist das Werden immer zugleich nicht nur Neubeginn, sondern Fortsetzung. Jede Geburt ist ein revolutionärer Akt; denn es entsteht etwas absolut noch nicht Dagewesenes, ein neues Leben. Gleichzeitig ist aber jede Geburt die Verwirklichung der Blut-, Geistes- und Seelenströme der vorhergehenden Generationen.

Den einheitlichen Grund der Weltkrise haben wir in dem unaufhaltsamen Fortschreiten des Bewußtwerdens immer weiterer Lebensregionen erkannt, die bisher in der halbdunklen Zone des Unbewußten lagen. Das gilt für den größten Teil Asiens ebenso wie für Europa, England und die beiden Amerikas. Neue Kulturen sind nun bereits in den Prozeß des ewigen Werdens eingetreten. Aber der Bauschutt, auf dem sie sich gründen, ist keine einheitlich zerbröckelte, gleichförmige Masse, sondern die Geschichte der großen Weltkulturen selbst, die bisher bestanden haben. Sie ist nicht plötzlich versunken, sondern besteht als Realität wei-

ter, wie z. B. auch die unwandelbaren Elemente der Völker Rußlands in dem völligen Umbruch weiterbestehen, den das Sowjetsystem herbeigeführt hat. Diese unveränderlichen Elemente aller großen Kultursphären und auch der Völker, die wir als die Substanz der Volkscharaktere begreifen, werden nicht etwa verschwinden. Auch amerikanisierte Chinesen sind keine „Amerikaner", ebensowenig wurden Senegalesen „Franzosen".

Darum kann das Endergebnis des heute über die Welt hinwegfegenden Sturmes durchaus nicht eine Einheitskultur sein, in die sich alle bisherigen Ströme ergießen. Es gibt keine Voraussetzungen dafür. Die Völker und die größeren zueinander gehörenden und ineinanderwachsenden Einheiten können vielmehr nur auf ihrem Grund stehen und somit ihre eigenen Voraussetzungen neu erfüllen. Sobald man diesen einfachen Zusammenhang einmal durchdacht hat, wird man sich darüber klar sein, daß die beiden Lebensformen, die mit dem Anspruch auftreten, sie seien weltverbindlich, nämlich Amerikanismus und Sowjetismus, diesen ihren Anspruch niemals erfüllen können.

Der zweite Weltkrieg ist nicht nur die Fortsetzung des ersten. Im ersten Weltkrieg endete das Zeitalter der britischen Vorherrschaft in der Welt. Die großen außereuropäischen Machtkomplexe wurden mündig und entledigten sich der europäischen Konventionen — wir haben davon unten noch genauer zu handeln. Aber alle Ergebnisse waren nur vorbereitend. Die neuen Probleme erschienen in Umrissen, aber sie blieben für Europa ebenso offen wie für Amerika, Ostasien und das sowjetische Machtgebiet. Erst der zweite Weltkrieg läßt ahnen, worauf dieses säkulare Ringen abzielt und was seine tieferen Gründe sind. Jetzt ist es die Herbeiführung eines neuen Weltzustandes, auf die dieser Kampf der vier Lager zustrebt, in die die Welt gespalten

ist — das europäische und ostasiatische, das sowjetische und anglo-amerikanische. Gewiß kann man die Frage, zu welchem Ende dieser Kampf eigentlich führt, nicht beantworten, wie man übliche Fragen beantwortet. Aber man kann jetzt bereits den richtigen Weg einschlagen.

Wenn wir auf den wesentlichen Kern kommen wollen, müssen wir uns von vielen Vorstellungen, mit denen wir noch in diesen zweiten Weltkrieg eingetreten sind, frei machen. Die Ausgangspunkte dieses Krieges beruhten teilweise noch auf Scheinvorstellungen einer früheren Epoche, wie Gleichgewichtspolitik in Europa, Nationalismus in der Denkweise der Französischen Revolution und ähnlichem. Diese sind nur noch Schatten. Es wird aber noch viel mehr von uns verlangt. Wir müssen uns auch von der zwar verbreiteten, aber irrigen Ansicht frei machen, es stünde in diesem Krieg Idee gegen Idee. Das ist, jedenfalls was die anglo-amerikanische Welt angeht, die wir zunächst gesondert von der sowjetischen betrachten müssen, durchaus nicht der Fall.

Es steht vielmehr die Idee unseres Zeitalters in dieser Auseinandersetzung Deutschlands und Japans mit den Anglo-Amerikanern gegen eine bestimmte Gesellschaftsschicht, die, auf der vergangenen Epoche gründend, ihre Privilegien und ihre Macht behaupten will. Diese anglo-amerikanische Oberschicht steht in dem einen der beiden Kernräume des weltweiten feindlichen Lagers. Sie hat den Krieg nicht deshalb heraufgeführt, weil sie irgendeinem osteuropäischen Volk, das sie später bedenkenlos fallen ließ, helfen wollte, sondern weil sie sich durch das Heraufkommen eines neuen Zeitalters bedroht sah, das sich in Deutschland und Japan bereits stärker und bewußter als in den anderen Völkern ausdrückte. Darum müssen wir uns im Verfolg dieser Auseinandersetzung mit den Anglo-Amerika-

nern nicht an den trügerischen Schein, sondern an den inneren Gehalt des großen Revolutionsprozesses halten.

Für den geistigen Hintergrund dieses Kampfes Deutschlands mit den ozeanisch-kapitalistischen Mächten bietet die Geschichte Europas im vorigen Jahrhundert eine einleuchtende Analogie. Das 19. Jahrhundert ist erfüllt vom Zug der Ideen der Französischen Revolution durch den europäischen Raum. Gegen Frankreich bilden sich reaktionäre Koalitionen, nach dem Ende Napoleons entsteht die Heilige Allianz — vornehmlich zur Bekämpfung der Ideen von 1789. Diese wirkten indes — trotz der Restauration in Frankreich — als mächtige geistige Kraft weiter und verwandelten das Gesicht eines europäischen Landes nach dem andern, bis sie schließlich nach der Zertrümmerung der habsburgischen Monarchie Osteuropa erreichten und damit der Umschwung einsetzte. In dieser ganzen Periode steht den Ideen der Französischen Revolution keine Idee entgegen, sondern eine Lebensform, die feudale, und eine zunächst noch fest verwurzelte Tradition, die allmählich austrocknet. Die Idee löst sich schließlich von Frankreich los und kämpft fast abstrakt mit immer neuen Hilfstruppen gegen das, was damals „Reaktion" hieß. Dieser Vorgang in Europa übersetzt sich jetzt mit umgekehrten Vorzeichen in den Weltmaßstab unserer Epoche. Das macht auch recht eigentlich den Unterschied zum ersten Weltkrieg aus, hinter dem kein Siegeszug einer Idee stand. Sie wurde erst aus ihm geboren.

Die Idee unseres Zeitalters konnte erst hervortreten, nachdem der Mensch Herr seines eigenen Geschöpfs, der Maschine wird. Der Tag ist angebrochen, an dem nun endlich die durch den Triumph der Maschine herbeigeführte Verwandlung der Völker in nivellierte Massen und Elendshaufen ein Ende erfahren soll. Die Maschine und ihre Nutznießer setzten den Menschen frei. Nun tritt das Recht auf

Arbeit an die Stelle der Klassenkämpfe des kapitalistischen Zeitalters. Das utopische Ideal der „Gleichheit" der Menschen verschwindet. An seine Stelle tritt die Anerkennung der Gleich*wertig*keit der Arbeit und ihrer Träger. Aus den Interessentenhaufen bildet sich die im Schaffen verbundene Gemeinschaft, in der es eine natürliche Stufung von Kopf und Gliedern gibt. Aus dem gemeinsamen Schaffen ergibt sich das Recht auf gemeinsame soziale Sicherheit. Damit ist die kapitalistische Utopie von dem Automatismus der freien Wirtschaft ebenso überwunden wie die kommunistische der klassenlosen (ungestuften) Gesellschaft. Aus dem Proletarier wird der Arbeiter als das tragende Glied der Gemeinschaft. Dies alles vollzieht sich im vollen Bewußtsein der Bedingungen des spätkapitalistischen Zeitalters. Das Wunder des ewigen Werdens erweist sich mit neuer Kraft. Die Wirtschaftsmächte, die den Staat überwuchert und das Volk zerspalten hatten, treten auf den ihnen gemäßen Platz zurück. Statt „rechts" gegen „links" tritt ein politisch-sozialer Zustand ein, der zugleich rechts und links ist. Die dadurch frei werdenden Energien können nun auf den Menschen als Subjekt des Schaffens und Wirtschaftens gerichtet werden. Kein Phäakenzustand wird versprochen. Die Beherrschung der Maschine heißt nicht Schlaraffenland, sondern Arbeit ums tägliche Brot, aber Sicherung des leiblichen Wohls und Beseitigung der Not. An die Stelle der Ausbeutung und der Utopien tritt also ein auf die Gemeinschaft und den Einzelnen bezogener Realismus, den weder Kapitalismus noch Kommunismus kennen können.

Damit auf das engste verbunden ist die Herausbildung sozialer Völkergemeinschaften, die sich nicht untereinander wie eine Affenherde angleichen, sondern bei denen die Bewahrung der einzelnen Volkscharaktere, ja ihre Festigung auch in einer größeren Einheit möglich und denkbar wird.

Der Nationalismus bekommt damit einen anderen Sinn. Er trennt sich innerhalb der Völkergemeinschaft endgültig vom Chauvinismus und den festgefressenen Vorurteilen der „Erbfeindschaften". Der Nationalismus verliert seinen ausschließenden Charakter, durch den die Engräumigkeit Europas zu einem unerträglichen Anachronismus gesteigert wurde. Aber er behält seine ursprüngliche Kraft als Integrationsfaktor geschichtlich gewordener Volkseinheiten. Völkergemeinschaft heißt also nicht Völkerbrei, sondern Anerkennung und Verpflichtung einer über das Nationale hinausreichenden höheren Einheit, die in Europa wie in Ostasien geschichtlich vorgebildet ist, also nur erfüllt zu werden braucht. Die Folgen, die das auf dem staatlichen und staatenrechtlichen Sektor nach sich zieht, sind gegenüber dem sich zwischen den Völkern abspielenden Grundvorgang nur von zweitrangiger Bedeutung, gerade hier kann kein „Programm" vorgreifen. Sicher ist nur, daß ein Europa, das nicht vielfältig in seinen völkischen Ausdrucksformen wäre, nicht mehr Europa sein würde.

Was uns aufgegeben ist und wonach wir streben müssen, ist unendlich viel mehr als es der Fall wäre, wenn in der Tat nur Idee gegen Idee stünde! Es ist die Notwendigkeit, daß wir im Laufe dieses Krieges alle Völker von Bedeutung, auch die Gegner, zu dem Bewußtsein bringen, daß auf Grund der Beherrschung der technischen Bedingungen unseres Zeitalters, die das Leben überall auf der Erde so machtvoll verändert haben, sowohl die sozialen wie die imperialen Zielsetzungen der großen Völker völlig andere sein müssen, als dies im Raubzeitalter des 18. und 19. Jahrhunderts der Fall war.

Deutschland hat natürlich in den wenigen Jahren, die von dem Neubeginn unter Adolf Hitler bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges zur Verfügung standen, nicht einen Idealzustand erreicht, aber es hat die Ansätze zu einer Lebensform entwickelt, die weit über allen bisherigen Begriffen und Versuchen standen, den unerträglichen sozialen Zuständen des Spätkapitalismus zu entrinnen. Der revolutionäre Akt war dabei die Erfüllung des Wortes Volksgemeinschaft. Dies gab den eigentlichen Vorsprung. Deutschland legte sich nun nicht mehr auf einen doktrinären „-ismus" fest, weder auf Liberalismus, Staatssozialismus oder gar Kommunismus. Dieser deutsche Versuch war vielmehr der erste, der aus der lebendigen Erfahrung heraus etwas völlig Neues zu schaffen versuchte. Der Mensch stand dabei im Mittelpunkt, und nur dadurch, daß der Mensch unmittelbar angesprochen wurde, gelang es überhaupt, diesen Weg mit Erfolg zu beschreiten. Während das kommunistische, später staatssozialistische Experiment der Sowjetunion noch in den doktrinären und damit toten Kategorien des wissenschaftlichen Zeitalters befangen blieb, führten die Ansätze der deutschen Volksgemeinschaft weit darüber hinaus.

Wir sprechen bewußt und bescheiden von Ansätzen; denn es war ja alles erst in der Entfaltung, und die innere Auseinandersetzung mit den Molochen dieser Zeit, dem Einheitsmenschen und dem Massenmenschen, war noch nicht abgeschlossen. Aus dem Gefühl der drängenden Zeitumstände war außerdem auf vielen Gebieten der Wunsch vorherrschend, Entwicklungen, die nur langsam ausreifen können, schneller zu vollziehen. Ein durch das gesteigerte Lebensgefühl dieser Jahre begreiflicher Wunsch, über dem die größere Einsicht dennoch nicht verschüttet werden durfte, daß sich solche Entwicklungen nicht vollziehen lassen, sondern daß sie sich, wenn sie den richtigen Anstoß erhalten haben, nur

von selbst vollziehen können. Der Anstoß aber, das war das Entscheidende, war in jener Richtung erfolgt, von der aus allein die Überwindung der Widersprüche des bisherigen Weltzustandes möglich war: Staat, Wirtschaft und Kultureinrichtungen im engeren Sinn standen nun dem Menschen nicht mehr als abstrakte Institutionen gegenüber, sondern sie bezogen sich plötzlich wieder auf den Menschen, seine Nöte, Sorgen und auf sein geistiges und leibliches Wohl. Der Krieg hat davon sehr viel wieder vernichtet, ja sogar in das Gegenteil verkehrt, aber die Idee bleibt gerade deshalb um so reiner und kräftiger bestehen.

Dafür hat der Krieg im Fortschreiten der Grundideen unserer Zeit die Bildung der sozialen Völkergemeinschaften als reales Erfordernis enthüllt, ja erzwungen. Das Bild von Europa als einer Völkergemeinschaft, ähnlich aber auch das Bild von Ostasien hat sich von Grund aus gewandelt, sowenig es auch hier gelingen konnte, die sich aus dem Krieg ergebenden Zwangslagen mit ihren tausend Beschränkungen schon jetzt zu überwinden. Das Raumbild begann sich zu verändern, und der bis 1939 bestehende Zustand der gegeneinander möglichst wasserdicht abgeschlossenen Klein- und Mittelstaaten erscheint schon heute als Vergangenheit, die aus der Schattenwelt der Geschichte nicht wieder aufzutauchen vermag.

Zugleich mit der Veränderung des Raumbildes hat sich aber auch innerhalb Europas und Ostasiens zum erstenmal überhaupt die Idee der Völkergemeinschaft, die auf einem gemeinsamen sozialen Ethos aufbaut, ergeben. Sie hat nichts mehr zu tun mit den Bündnissen und Koalitionen früherer Epochen. Sie ist der Kern einer völlig neuen Völkerordnung. An die Stelle des utopischen weltüberspannenden „Völkerbundes" tritt das raumgebundene föderalistische Prinzip der kontinentalen Gliederung, auf das der jetzt in Europa er-

reichte Übergangszustand ebenso hindrängt, wie es sich in Ostasien bereits konkret verwirklicht. Japan ist zwei Jahre nach seinem Eintritt in den Krieg bereits Mittelpunkt einer raumgebundenen Föderation, die außer Mandschukuo, Nationalchina, Thailand, die Philippinen, Burma und Französisch-Indochina umfaßt. Das Recht der kleinen Staaten auf Eigenleben und Souveränität im Rahmen der raumgebundenen Völkerbünde bildet sich nun überraschend heraus. Die internationale Scheindemokratie der Genfer Ära wird angesichts dieser Entwicklung ebenso bedeutungslos, wie der ganze Plunder von Weltstaatsverfassungen, die in England und Amerika von ahnungslos-naiven Utopisten auf geduldigem Papier entworfen werden.

Hat die anglo-amerikanische Welt diesen Ideen unseres Zeitalters — der sozialen Volksgemeinschaft und der sozialen Völkergemeinschaft — etwas Originales entgegenzusetzen, was sich in ähnlicher Weise als ein neues, den elementaren Notwendigkeiten unserer Epoche entsprechendes Weltbild ansprechen ließe? Die Atlantik-Charta steht noch immer da, wo Wilson stand. Sie ist ein Papier, über dessen Wert sich ihre Urheber alsbald zu streiten begannen. Sich mit ihr zu befassen, hieße nur kurzlebige Tagesfragen zu erörtern, was nicht unsere Absicht ist. Was also sonst?

In England stehen — wie schon im ersten Weltkrieg — die Probleme der Sozialversicherung im Mittelpunkt der Nachkriegsdiskussion. Sie sind in Deutschland im Grundsätzlichen schon im Zeitalter Bismarcks gelöst worden. In den Vereinigten Staaten ist das New Deal gescheitert — der tiefere Grund für die spätere Kriegspolitik ihres leitenden Mannes. Der Widerstand gegen eine Umformung des amerikanischen Gesellschaftszustandes ist während des Krieges beträchtlich gewachsen, die Plutokratie hat dort sogar bereits verlorenes Terrain zurückgewinnen können. Die Ära Roose-

velt hat kein umfassendes neues Sozialsystem gezeitigt, sondern lediglich eine Überbrückung der gefährlichsten Lücken im amerikanischen Gesellschaftssystem erreicht. Die Fiktionen seines erstarrten Mythos, der ihn überhöht, haben sich indes nicht verändert[1]. Auch um das Schlagwort „New Deal für die Welt" ist es still geworden. Auf welchem Gebiet könnte infolgedessen ein geistiger und sozialer Führungsanspruch der angelsächsischen Mächte erhoben werden?

Die englische wie die amerikanische Gesellschaft sind von tiefster innerer Unruhe über die Antiquiertheit und Unzureichendheit ihres Sozialaufbaus und ihrer leitenden Ideen erfaßt. *Post War Planning* ist infolgedessen in England und den Vereinigten Staaten zu einer Art Volkssport geworden, der schon lange nur noch die Ironie der Wissenden in diesen Ländern hervorruft. Die geradezu chaotische Fülle von wirr einander widersprechenden Nachkriegsplänen beweist nur, wie sehr die führenden Schichten in England und Amerika einem mechanischen Denkstil verfallen sind und wie sehr die natürliche Einsicht außer Kurs geraten ist, daß man unmöglich eine Nachkriegswelt am Reißbrett konstruieren kann.

„Wir müssen uns vor vielgepriesenen, fix und fertigen Systemen einer Weltorganisation hüten. Es entspricht einer weitverbreiteten Meinung, sich unverzüglich an die Ausarbeitung irgendwelcher Verfassungsprojekte für die ganze Welt zu machen, die nach Übereinkunft nach Kriegsende in Betrieb gesetzt werden sollen. Es liegt eine Art naiver Anmaßung in dem Glauben, daß das Problem, die Menschheit zu regieren, das menschlichem Witz und menschlicher Erfahrung seit Jahrhunderten Hohn sprach, durch papierene Konstruktionen einiger kindlicher Enthusiasten aus dem

[1] Ich beziehe mich hier auf den Grundgedanken meines Buches „Der maßlose Kontinent".

Handgelenk zu lösen sei." So schreibt Edward Carr[1] bitter, aber offensichtlich erfolglos — gewiß aber in der unausgesprochenen Erkenntnis, daß die sogenannten vier Freiheiten allgemeine Idealformeln sind, die jeder der Kriegführenden als Ziele für sich in Anspruch nehmen kann.

Hier mag man vielleicht einwenden, es bleibe doch auf der anglo-amerikanischen Seite die Idee der „Demokratie". Sie gerade ist nun aber die allernichtssagendste Formel, ein leeres Spiel mit Worten, hinter dem jeder nach Belieben seinen eigenen Sinn suchen mag. Ich habe vor und während des Krieges kein einziges politisch-philosophisches Buch von einem englischen oder amerikanischen Autor gelesen, in dem dies nicht offen zugegeben worden wäre. Demokratie als „Volksherrschaft" übersetzt, gibt überhaupt nur Sinn, wenn man sie der Monarchie oder Oligarchie entgegensetzt, wie dies seit Plato üblich ist. Ich wüßte nicht, was sich hieraus für ein allgemeinverbindliches Programm ergeben sollte — bis auf England. Hier hat der Begriff „Demokratisierung" insofern Bedeutung, als England ja bis jetzt — wie vor allem die Amerikaner betonen — eine Oligarchie ist, und zwar eine plutokratische Oligarchie, deren Lebensform sich jeder anzupassen hat, der dort mitsprechen will, wie die Lebensläufe von MacDonald, Bevin, Morrison und allen anderen an der Macht Beteiligten des *„left wing"* beweisen.

Nimmt man aber Demokratie einfach als Zustimmung der Mehrheit des Volkes zur Regierung, so werden andere Staatsformen dies nicht weniger für sich in Anspruch nehmen. In der gesamten anglo-amerikanischen Kriegsliteratur wird daher — aus dem Gefühl tiefer Verlegenheit — unab-

[1] Peace Conditions, London 1942. Carr gehört zu jenen britischen Professoren, die jahrelang im Foreign Office Dienst taten. Er ist dann während des Krieges Director of Foreign Publicity des Informationsministeriums gewesen.

lässig von der „Erneuerung", „Wiedergeburt", „Krise" der Demokratie gesprochen. Greifen wir nur eine typische, besonders in der anglo-amerikanischen Welt beachtete Stimme unter Dutzenden heraus, so schreibt z. B. Michael Roberts[1]:

„Man wird bemerkt haben, daß alle Kritiken sich nicht so sehr gegen die Idee der politischen Demokratie an sich als vielmehr gegen die bestehenden Pluto-Demokratien richten. Man kann die Kraft und den Scharfsinn vieler vorgebrachter Argumente ruhig zugeben und doch daran festhalten, daß die Fehler in Eigenschaften liegen, die den Formen der politischen Demokratie nicht immanent und wesentlich sind. Es mag richtig sein, daß, wie der Faschist behauptet, das Parteisystem zu einer organisierten und künstlich gepflegten Zwietracht führe, aber das Parteisystem ist kein wesentliches Merkmal der Demokratie. Es mag ebenso richtig sein, daß Freiheit in jeder kapitalistischen, vom Laissez-faire-Prinzip bestimmten Gesellschaftsordnung illusorisch sei, aber Kapitalismus und Demokratie sind ja nicht dasselbe. Der Einwand der christlichen Philosophie, daß Demokratie des Unterbaues einer starken sittlichen Tradition nicht entraten könne, hat durch die Ereignisse der letzten Jahre eine Rechtfertigung erhalten, aber er braucht nicht als Argument für eine völlige Abschaffung der Demokratie verwendet zu werden."

Wie man sieht, wenden sich die Anklagen gegen die Demokratie, die Roberts zitiert, gegen die heute vorhandene Form der plutokratischen „Demokratie" in England und den USA. Er kann sie nur durch den Hinweis auf Utopia entkräften, indem er sagt, weder der Kapitalismus noch die Plutokratie, ja nicht einmal das Parteiensystem seien für die Demokratie wesentlich. Kein Mensch in den „antidemokratischen" Weltteilen interessiert sich aber für irgendeine

[1] The Recovery of the West, London 1941.

der Wirklichkeit kraß widersprechende Idealkonstruktion der Demokratie, niemand würde sie anklagen. Im Gegenteil. Die real vorhandenen Plutokratien hingegen, die sich mit ihrer Allmacht des Kapitals und der anonymen Mächte hinter Parteien und Regierungen „Demokratien" nennen, sind der tatsächliche Gegner. Nicht eine Idee also, sondern eine Kaste. Was soll dann also „Kreuzzug der Demokratien" heißen? Wenn dieses Wort einen Sinn haben soll, müßte er sich zuerst gegen England und die USA. wenden!

Allerdings, es sind in beiden Nationen starke Impulse für eine innere Umformung vorhanden. Die Oberschicht dieser Länder, der die politische und militärische Kriegführung obliegt, befindet sich deshalb immer wieder in harter Bedrängnis. Prüft man nüchtern und gewissenhaft, wohin diese Impulse treiben, so wird man gewahr werden, daß es sich dabei um genau jene Richtung handelt, die Deutschland bereits eingeschlagen hat. Als der amerikanische Botschafter Winant für seinen neuen Posten ernannt wurde, bemerkte er: „Die Demokratien waren in ihrer sozialen Politik völlig unvorbereitet, als der Krieg ausbrach. Ihr Versagen bei der Lösung der Probleme der Arbeitslosigkeit und der Sicherheit der breiten Volksschichten hat dem Faschismus und Nationalsozialismus in die Hände gespielt."

Als andererseits Churchill im Frühjahr 1943 den Versuch machte, nun auch seinerseits mit einem Nachkriegsprogramm vor die Öffentlichkeit zu treten, bemerkten englische Zeitschriften der verschiedensten Richtungen, das wenige Positive, das der Premierminister geäußert habe, bedeute eine verblüffende Angleichung des zukünftigen Britannien an das, was in Deutschland bereits vorhanden sei. In der Tat, im Mittelpunkt dieses Programms stand die Verkündung eines Vierjahresplans als erste Handlung der Nachkriegszeit. Das sind gewiß keine Zufälle, sondern der un-

ausweichliche große Zug der Ideen, dem sich auch ein Churchill unbewußt beugen muß.

Edward Carr[1] schließlich schreibt ganz offen: „Die den meisten Engländern als selbstverständlich erscheinende Annahme, Großbritannien sei dazu bestimmt, eine hervorragende Rolle bei der Neuordnung der Welt nach dem Kriege zu spielen, wird sich nicht verwirklichen, wenn das englische Volk in Friedenszeiten keinen Sinn für gemeinsame Aufgaben und Verpflichtungen entwickelt ... Wenn dies ein Krieg ist, in dem es ebenso um soziale wie um nationale Dinge geht, muß die Revolution daheim beginnen. Es ist ausgeschlossen, daß wir eine führende Rolle im Wiederaufbau der Welt spielen und zugleich die Gesellschaftsstruktur in England unverändert lassen können." Carr fordert dann als Voraussetzung für die künftige britische Außenpolitik: „Eine im Wesen veränderte Anschauung auf jedem Gebiet der Innenpolitik." Er entwirft ein Programm, das auf öffentliche Arbeiten hinausläuft, wie sie in Deutschland zwischen 1933 und 1939 die große Verwandlung der Wirtschaft gebracht haben. Er fordert ein soziales Minimum für die minderbemittelten Schichten, die Zurückdrängung des Einflusses der Industrie und der Hochfinanz auf die Regierung, einen planmäßigen Wiederaufbau der Landwirtschaft — kurz, ungefähr alle Programmpunkte, mit denen sich Deutschland in den Jahren vor dem Kriege intensiv befaßte. Aber noch mehr:

„Die Politik", schreibt er, „neigt mehr und mehr dazu, sich in Führern statt in Parteien zu versinnbildlichen. Der wachsende Vorrang der Exekutive und ihrer Chefs hängt unmittelbar mit dem Charakter der Wirtschaftskräfte zusammen, deren wirksame Kontrolle die wichtigste Aufgabe der Demokratie ist. Hierfür ist weder das englische Unter-

[1] Peace Conditions, a. a. O.

haus noch der Kongreß in den Vereinigten Staaten geeignet ... Es gibt keinen anderen Weg, auf dem die Demokratie ihre Autorität über das Wirtschaftssystem geltend machen kann. Was in der Krisis des Krieges notwendig war, das wird in der Krisis der Nachkriegszeit nicht weniger notwendig sein. Die äußerst verwickelten Nachkriegsprobleme können in Großbritannien wie anderswo nur durch eine zunehmende Übertragung der Vollmachten von den verfassungsgebenden Körperschaften auf die Regierung bewältigt werden ... Ein gewähltes Parlament repräsentiert naturgemäß eine Anzahl mächtiger Wirtschaftsinteressen. Zur Zeit üben diese Interessen ihre Kontrolle über das Parlament hauptsächlich durch hochorganisierte Parteiapparate aus, die finanziell von ihnen abhängen. Die Theorie der liberalen Demokratie des 19. Jahrhunderts lautet: Da das Interesse des einzelnen mit den Interessen aller letztlich zusammenfällt, so bringt das Widerspiel der Interessen in einem Parlament das zweckdienlichste Resultat für das Wohl der Gesamtheit. Die wachsende Stärke der wirtschaftlichen Organisation hat dieser These jeden Inhalt genommen, den sie einmal gehabt haben mag ... Parlamente können keine Abhilfe gegen die Arbeitslosigkeit finden ... Die Machtverschiebung innerhalb der Verfassung von einem volkstümlichen Parlament zu einem volkstümlichen verantwortlichen Führer ist unvermeidlich. Sie bedeutet keine Verminderung der Demokratie, sondern nur einen Wechsel ihrer Form und ihres Charakters ... Die größte Gefahr für die englische Demokratie liegt in jenem Konservatismus, der die aus dem 19. Jahrhundert übernommenen demokratischen Einrichtungen als Heiligtümer ansieht."

Dies schrieb nicht etwa ein deutscher Nationalsozialist, es schreibt auch kein englischer Faschist, sondern ein eng mit der britischen Regierung verbundener Professor der Staats-

wissenschaften. Wenn wir vergleichen, was wir etwa um 1930 in Deutschland geschrieben haben, so ist es Wort für Wort dasselbe. Fast unmerklich hat sich hier eine Angleichung an die Ideen des Gegners vollzogen, aus der sich ergibt, daß man ihnen in Wahrheit eben nichts entgegenzusetzen hatte, daß diese Ideen vielmehr die maßgebenden unseres Zeitalters sind. Freilich, es besteht ein fundamentaler Unterschied, was die Verwirklichung angeht. Nichts deutet vorläufig darauf hin, daß England oder die Vereinigten Staaten nun auch in der Lage wären, diese jetzt heraufdämmernden Erkenntnisse folgerichtig in die Tat umzusetzen.

Der englische Imperialismus und der ihn nun überschattende noch machtvollere amerikanische sind, so wie sie in den Kampf eintraten, noch der Ausdruck der spätkapitalistischen Gesellschaftshierarchie dieser Länder, in denen der weltumspannende Finanzier zum Drehpunkt geworden ist. Gleichzeitig wuchert in Amerika eine ungebändigte Staatsbürokratie, die sich berufen fühlt, in das Räderwerk der freien Wirtschaft einzugreifen, ohne daß sie dabei das Monopolkapital entscheidend zu treffen vermöchte, weil die Ideen, mit denen dies möglich wäre, noch nicht vorhanden sind. Es ist eine gewaltige Maschinerie ohne Inhalt. Hierauf weist denn auch die Opposition in den USA. immer beunruhigter hin und fragt, welche Vorteile die Aufblähung der Bundesbeamtenschaft von einer halben Million 1933 auf drei Millionen 1943 eigentlich gebracht habe. Sie erhält keine Antwort, weil es keine geben kann.

In England fühlt die regierende Oberschicht, daß sie diese Weltauseinandersetzung aller Voraussicht nach nicht lange überleben wird. Ihre materiellen und moralischen Grundlagen sind weitgehend vernichtet. Nichts ist aber bisher sichtbar, das an ihre Stelle treten könnte — das ist auch

der Grund, weshalb sie sich überhaupt zu halten vermag. Um so bedeutungsvoller wird in der innerenglischen Auseinandersetzung der Blick nach dem Sowjetismus. Man ist dort auf die Umformung der Gesellschaft in eine soziale Volksgemeinschaft innerlich noch nicht vorbereitet. Andererseits wächst das Bewußtsein, daß das bisherige England nicht fortbestehen kann. Vor allem die intellektuellen Schichten sind daher geneigt, geistige Anleihen aus dem sowjetischen Bereich zu machen, ohne daß sie freilich bereit wären, für die Folgen einzustehen. Die Beschäftigung mit dem Sowjetismus entspricht mehr einer Mode als wirklicher Kenntnis der in der Sowjetunion herrschenden Bedingungen. Sie kann sich unschwer ebenso in Haß verwandeln, wie sie zu einer geistigen Unterwerfung unter die Sowjets führen kann. Beides ist möglich.

Die bewußt auflösenden Kräfte stoßen um so kräftiger in das dergestalt entstandene Vakuum. Harold Laski z. B., ein jüdischer Professor von größtem Einfluß in der Labourparty, ist gleichzeitig einer der glühendsten Verfechter des Bündnisses mit der Sowjetunion und der Verfasser eines Buches mit dem bezeichnenden Titel: *„The danger of being a gentleman"*, in dem die bisherige Oberschicht als Ausgeburt von Dummheit, Vorurteilen und Arroganz lächerlich gemacht wird. Die Ziellosigkeit und Ruhelosigkeit dieser innerenglischen und inneramerikanischen Spannung deuten darauf hin, daß beide Völker auf ihre Weise sich Formen zuentwickeln, die eines Tages den maßgebenden Ideen unseres Zeitalters vielleicht mehr entsprechen werden. Auf dem Wege dorthin sind in beiden Ländern, vor allem aber in den Vereinigten Staaten, tiefgreifende innere Umwälzungen unvermeidlich. Sie werden durch den Krieg beschleunigt. Der Versuch, diese gefährlichen inneren Spannungsmomente in einen künstlich entfachten Imperialismus abzulenken, kann

nur bedingt glücken. Dazu sind die in den Vereinigten Staaten angestauten Explosivstoffe viel zu entzündbar.

Der britisch-amerikanischen Welt stehen — unabhängig vom Ausgang des Krieges — die schwersten Erschütterungen erst noch bevor. Beide Länder besitzen vorläufig keine der modernen Bewußtseinsstufe entsprechende Sozialverfassung. Eine einfache Restauration der spätkapitalistischen inneren Machtverhältnisse ist unmöglich oder wird, wenn sie erfolgt, jedenfalls nicht von Dauer sein. Erst jetzt werden diese Völker von der Weltkrise ganz erfaßt werden. In den USA. sieht man mit vollkommener Hilflosigkeit dem Problem der künftigen Demobilisierung nicht nur der Armee, sondern vor allem der Rüstungsindustrie entgegen. Man weiß, daß die „Grenze" erreicht ist, daß die „unbegrenzten Möglichkeiten" nicht mehr vorhanden sind. Noch hofft man sie in einem gewaltigen Raubzug nach Südamerika, Afrika, Asien und Europa wiederzufinden — der tiefere Sinn hinter dem Wort „Rohstoffkontrolle", das als Kriegsziel proklamiert wird. Aber das Rad der Geschichte bleibt nicht stehen. Es rollt unerbittlich über jeden Restaurationsversuch hinweg. Das goldene Zeitalter ist fern.

Man wird jetzt vielleicht besser verstehen, was wir meinten, wenn wir sagten, es stehe in diesem Kriege nicht Idee gegen Idee, sondern die Idee unseres Zeitalters gegen eine bestimmte gesellschaftliche Schicht. Überblicken wir das Lager unserer Feinde als Ganzes, so werden wir vollends gewahr, daß uns hier in der anglo-amerikanisch-sowjetischen Vereinigung keine einheitliche Idee entgegentritt, sondern drei zu einem Zweckbündnis vorübergehend zusammengeschlossene Weltmächte, die einander, bis auf die Entschlossenheit zum Kampf gegen Deutschland, in allem auf das tiefste entgegengesetzt sind. Die Schwierigkeiten der anglo-amerikanisch-sowjetischen Koalitionspolitik sind

keineswegs nur taktischer Art. Sie reichen auch viel tiefer als die Gegensätze der englischen und französischen Demokratien im ersten Weltkrieg zu dem zaristisch-absolutistischen Rußland. Beide Teile sprechen bereits vom dritten Weltkrieg, der zwischen ihnen entbrennen könnte, wie von einer Selbstverständlichkeit. Sie können auch gar nicht anders, weil sowohl Amerikanismus wie Sowjetismus mit dem Anspruch auftreten, eine globale Lösung der Weltkrise — für alle Völker gleich gültig — herbeizuführen. So verbirgt sich hinter dem jetzt entbrannten Weltkrieg bereits ein neuer Konflikt, zu dem sogar — sorgfältig verborgen — schon die ersten Bewegungen des Aufmarschs erfolgen. Nur wenn Deutschland und mit ihm Europa sich behaupten, wird dieser Zusammenprall vermieden werden können, weil damit ein Gleichgewichtszustand im Weltmaßstab erreicht sein würde. Niemand sieht dies mit größerem Schauder als der kleine Kreis von weiterblickenden Engländern, der nun erkennt, daß Britannien selbst im Fall eines Sieges seiner Koalition zu den Besiegten gehören muß (was wir immer gewußt haben). Ihnen ist aber nicht zu helfen.

Im Gegensatz zu den Anglo-Amerikanern tritt uns in der Sowjetunion eine Idee entgegen, die ernst zu nehmen ist. Dort ist das wissenschaftliche Zeitalter mit dem äußersten überhaupt denkbaren Radikalismus zu Ende geführt worden. Der marxistisch-historische Materialismus hat sich mit den schlummernden vitalen Energien des Ostens vermählt. Der spezifisch jüdische Intellekt hat hierbei Pate gestanden. Das Ergebnis ist eine expansive und naiv von sich selbst überzeugte Weltanschauung, die ihre Gültigkeit vor allem davon herleitet, daß es ihr gelungen ist, aus den bislang so gut wie unentwickelten Ländern der Sowjetunion eine tech-

nisch hochentwickelte Produktionseinheit zu schaffen. Dies geschah in einer so vollständigen Abschließung von der Umwelt, wie sie selbst die mittelalterliche chinesische Mauer um das Reich der Mitte nicht erzielen konnte. Es geschah gleichzeitig mit der brutalen Opferung ganzer Bevölkerungsschichten, ganzer Generationen und unter Verzicht, dem neugeschaffenen Massenmenschen, der dieses Experiment auszuführen hatte, auch nur den Bruchteil jenes Lebensstandards zu gewähren, der in der europäischen Welt auch in den schlechtesten Krisenzeiten noch selbstverständlich war.

Das Verhältnis dieses von der Umwelt abgeschlossenen, auf die technische Produktion gedrillten sowjetischen Stachanow-Menschen zu den anderen Völkern ist selten besser illustriert worden als mit einer Episode, die sich vor dem jetzigen Kriege bei dem Besuch eines britischen Staatsmannes in Moskau ereignete. Er besichtigte die eben eingeweihte Untergrundbahn. Als der englische Minister einem Stationsvorsteher einige freundliche Worte über den Unterschied zwischen dem Moskauer und Londoner System sagen wollte, bekam er die schlagende Antwort: „Aber wie können Sie von einem Unterschied zwischen der Londoner und Moskauer Untergrundbahn sprechen, nachdem es in London doch gar keine gibt und wir zuerst erfunden haben, daß man mit dem Zug unter der Erde fahren kann."

Dieser Engländer ist nicht klug genug gewesen, die Konsequenz aus jenem merkwürdigen Erlebnis zu ziehen. Wir Deutschen dagegen mußten sie ziehen, weil es für uns eine Lebensfrage war. Der Sowjetismus hat in den ungeheuren Weiten dieses Steppenreiches auf die Völker, die er beherrschte, in der Tat einen tiefgreifenden, revolutionären Einfluß gehabt. Dies geschah aber viel weniger durch die marxistische Doktrin als durch die ABC-Schule.

Die Masse dieser Völker wurde nun plötzlich vom allgemeinen Schulwesen erfaßt und, indem man sie Schreiben und Lesen lehrte, mit den ersten Voraussetzungen der Bildung bekannt gemacht. Im zaristischen Rußland gab es nach der Statistik im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts 61 v. H. Analphabeten. In gewissen Gegenden waren es 95 v. H., die keinerlei Schulbildung erfuhren. Für diese Massen war die konsequente Erfassung durch die Schule, die, wie ich es selbst erlebt habe, sogar in den entlegensten Seitentälern des Kaukasus nun ihren Einzug hielt, in der Tat ein revolutionärer Akt. Für die bolschewistische Führung war sie die Voraussetzung, um aus den Völkern der Sowjetunion den Rohstoff für die Weltrevolution heranzubilden. Ja konkret, die Revolution der Schule in der Sowjetunion war die Voraussetzung für die technische Vorbereitung des Krieges, da eine Millionenarmee, die nicht lesen oder schreiben kann, einen modernen Krieg nicht zu führen vermag. Die Masse in der Sowjetunion erkannte diese Ziele natürlich nicht, oder doch nur in sehr geringem Umfang. Sie sah lediglich, daß sich durch das neue System in der Tat eine Art von Aufstieg zu eröffnen schien, selbst wenn dies, was den Lebensstandard anging, von keinerlei Folgen begleitet war. Das ist, wie sich später erweisen sollte, einer der Gründe dafür geworden, weshalb das Sowjetsystem trotz der für europäische Maßstäbe unvorstellbaren Bedrückung, die es den Massen wie dem einzelnen auferlegte, so starke Widerstandskräfte zu entfalten vermochte.

Das Weltbild des Sowjetmenschen gründet sich darauf, daß er durch die vollkommene Abgeschlossenheit, in der er gehalten wurde, in der Tat annahm, die Zustände außerhalb der Sowjetunion seien ungefähr dieselben wie innerhalb. Er konnte überhaupt nicht verstehen, daß es in Ländern, in denen nicht das Sowjetsystem herrschte, Einrichtungen geben

könnte, die denen der Sowjetunion weit überlegen sind. Darum führten wir oben das primitive Beispiel der Untergrundbahn an. Jeder, der in diesem Krieg an der Front im Osten gestanden und in russischen Dörfern gelebt hat, hat unzählige ähnliche Erfahrungen gemacht. Wenn unsere Bauernsöhne den Frauen und Halbwüchsigen, die sie in den Dörfern vorfanden, Bilder von ihren Höfen zeigten, wenn sie Photographien herumreichten, auf denen man sah, wie ihre Frauen und Kinder gekleidet waren, so haben die Kolchosniki in der Regel zunächst geglaubt, diese Bilder seien ein deutscher Propagandatrick, mit dem man sie hereinlegen wollte. In einem Dorf in Mittelrußland, in dem ich längere Zeit lag, wurde das Mißtrauen erst überwunden, als die ersten Briefe von einigen Töchtern eintrafen, die mittlerweile als Dienstmädchen irgendwo in Deutschland auf dem Lande oder in der Stadt arbeiteten.

Der Sowjetmensch ist also völlig ahnungslos darüber, daß sich sein Land und Europa, wie auch sein Land und Ostasien auf ganz verschiedenen Entwicklungsstufen befinden. Die vollkommene Abschließung von der Umwelt hat damit genau jene Wirkung gebracht, die die bolschewistische Führung erzielen wollte. Zumindesten eine gewisse Schicht der sowjetischen Jugend glaubt heute in der Tat, das „sowjetische Vaterland" sei berufen, als Heilsbringer in die Welt rings um die Mauer einzubrechen und somit die Voraussetzung dafür zu schaffen, daß diese übrige Welt an denselben Errungenschaften teilnehmen könne, die innerhalb der Sowjetunion durch die bolschewistische Revolution erzielt worden sind. Sie ahnt nicht, daß diese „Errungenschaften" für die europäisch-amerikanische Welt die banalsten Selbstverständlichkeiten sind. Sie hält im Gegenteil, wenn sie darauf gestoßen wird, alles, was sie darüber erfährt, für „kapitalistischen Schwindel". Genau dies ist es,

was die leitenden Männer im Kreml erzielen wollten. Dort, wo der seines persönlichen Ichs entkleidete Massenmensch dergestalt als Heilsbringer gegen andere Weltzonen anrennt, muß er als vernichtende und ausrottende Kraft wirken. Hier gibt es und gab es keine andere Wahl als das den drohenden Schlag rechtzeitig parierende Schwert.

Durch die unmittelbare Erfahrung, die die Männer unseres Volkes im Osten gemacht haben, sind Hunderte von Bänden, die vordem theoretisch über die Sowjetunion geschrieben wurden, zur wertlosen Makulatur geworden. Man hat sich oft gefragt, inwiefern es möglich war, daß Zehntausende von Russen freiwillig auf unsere Seite als Kämpfer traten, obgleich sich der Soldat der Roten Armee im Durchschnitt ausgezeichnet gegen unsere Truppen geschlagen hat. Waren diese Freiwilligen des Ostens also etwa nur Verräter?

Jeder deutsche Soldat, der mit ihnen zu tun hatte, weiß, daß dies nicht der Fall ist. Er kennt auch instinktiv die Lösung des aus der Ferne fast unfaßbaren Rätsels. Dort nämlich ist der Erfolg immer auf unserer Seite gewesen, wo wir mit unseren auf den Menschen unmittelbar bezogenen Ideen der menschenverachtenden Abstraktion des Sowjetismus entgegentraten. Im deutschen Landwirtschaftsführer lernten die russischen und ukrainischen Bauern einen Fachmann kennen, der nicht nur dem sowjetischen Agronom und Spezialisten überlegen war, sondern der — das war das Ausschlaggebende — im Durchschnitt vor allem ein Mensch war und nicht nur Teil einer Maschine wie die Kommissare. Darauf gründete sich der Erfolg dieser oft in völliger Isolierung auf einsamen Posten stehenden deutschen Bauern. Dasselbe traf auch auf die russischen Soldaten zu, die in die deutsche Wehrmacht eingegliedert wurden. Sie besaßen trotz zweieinhalb Jahrzehnten bolschewistischer Unter-

drückung einen starken Sinn für Gerechtigkeit. Den fanden sie im deutschen Heer. Das überzeugte sie. Es zeigte sich dann, daß auch in dem all seiner Bindungen beraubten Sowjetmenschen der unausrottbare Drang lebendig ist, nicht nur ein Kollektivwesen (was mit Gemeinschaft so wenig zu tun hat wie das Bein eines Tausendfüßlers), sondern ein Mensch zu sein. Dies war um so bemerkenswerter, als wir wußten, daß in der russischen Geschichte dem Einzelmenschen niemals jener Raum zur Entwicklung der Persönlichkeit eingeräumt worden ist, der im Abendland zur Voraussetzung unserer Kultur gehört.

Rußland ist niemals europäisch gewesen, es besaß nur seit der petrinischen Reform eine europäisch gebildete Führungsschicht, was noch nicht einmal heißt, eine europäische. Es hat weder Renaissance noch Humanismus noch Reformation erlebt. Die europäische Geschichte ist ein Gebirge mit steilen Höhen und tiefen Klüften. Rußlands Geschichte ist dagegen von der Art des Meeres. Der Sturm vermag es aufzupeitschen; es bleibt dennoch ewig gleichförmig in ruheloser Ruhe. Die Steppe ist recht eigentlich geschichtslos. Durch ihre breiten Völkertore rasen die östlichen Reitervölker. Ebbe und Flut steigen und branden. Aus dem Mittelalter wurde Rußland — d. h. seine Oberschicht — unmittelbar in das Zeitalter der Aufklärung hineingestoßen. Die europäischen Ideen des 19. Jahrhunderts trafen infolgedessen hier auf völlig andere Voraussetzungen — in einem Lande, in dem 1755 die erste Universität ihre Pforten öffnete, 700 Jahre nach den ersten Hochschulen in Europa! Wie anders mußte in diesem Raum der Glaube an die Wissenschaft wirken. Für die ausgesprochenen Sowjetmenschen — das ist allerdings nur eine Minderzahl der Bewohner des Ostraums — hat er tatsächlich die Bedeutung einer Religion erhalten, auf die sie sich naiv und inbrünstig stürzten. Der

Weltprozeß des fortschreitenden Bewußtseins beginnt dort überhaupt erst.

Um so mehr konnten wir aus unseren Erfahrungen den Schluß ziehen, daß es sich bei dem entpersönlichten Sowjetmenschen, so wie er uns jetzt gegenübertritt, nur um eine Entwicklungsstufe handelt, die, tragisch genug, auf Grund der gedankenlosen Unfähigkeit der zuletzt unter dem Zarismus herrschenden Schicht in diesem größten Brachfeld der Erde unvermeidlich entstehen mußte, sobald diese Völker mit dem wissenschaftlichen Zeitalter in Berührung kamen. Dort, wo sie mit dem Anspruch auf Universalität auftreten, sind sie für die anderen Erdteile und Völker notwendig eine wilde Gewalt, die abzuwehren und durch eine überlegene Idee schließlich in eine andere Bahn zu lenken, eine Existenzfrage ist. Wie wir heute wissen, eine Frage auf Leben und Tod im buchstäblichen Sinn.

Man hat gelegentlich gesagt, der Radikalismus, mit dem die materialistische Heilslehre in der Sowjetunion eingepflanzt worden sei, sei nur dadurch zu erklären, daß die russischen und ukrainischen Völker in Wirklichkeit so sehr zur mystischen Transzendenz neigten und mit den übersinnlichen Kräften als einer realen Wirklichkeit lebten, daß das Gegenmittel besonders heftig hätte sein müssen. Ich glaube nicht, daß dies die volle Wahrheit ist, obwohl einiges daran bestechend richtig klingen mag. Diese ganze Fragestellung ist jedenfalls für uns unwesentlich geworden, nachdem sich in unserem Zeitalter die Schicksalsfrage so zu stellen beginnt, daß entweder Europa auf die Zukunft des Ostens Einfluß gewinnen, oder daß uns der Osten mit seiner expansiven Kraft verschlingen wird. Der Einbruch der Vertreter der Steppe nach Europa wäre von unübersehbarer Tragweite. Wo sie zur Herrschaft gelangen, beginnt die Geschichtslosigkeit, wie sie auf dem Boden des Meeres herrscht.

Die zweitausendachthundertjährige Kultur von Homer bis zu uns Heutigen müßte im Schlick ersticken.

So müssen wir uns gerade erst recht bewußt sein, worin die Überlegenheit unserer Ideen gegenüber dieser sowjetischen Entwicklungsstufe der Völker des Ostraums beruht. Sie kann sich voll nur auswirken, wenn wir dabei die einzelnen Stämme, Gruppen und Menschen nicht als Objekte behandeln, über die man kalt und abstrakt verfügt — wie es der Sowjetismus getan hat und worin seine tiefe Schwäche begründet liegt[1] — sondern wenn wir sie durchaus ernst nehmen und ihnen den Platz einräumen, der ihnen gebührt. Unser Selbstbewußtsein ist angesichts der ungeheuren Leistungen, die das deutsche Volk in diesem Kriege vollbracht hat, stark genug entwickelt, daß wir nicht im sentimentalen Sinn nach „Härte" und „Schwäche" zu urteilen brauchen, sondern im höheren Sinn nach Zweckmäßigkeit. Nur das, was gleichzeitig uns und diese Völker des Ostens fördert, ist zweckmäßig, alles andere kurzsichtig. Im politischen Denken gibt es nur die Unterscheidung zwischen klug und dumm, niemals die zwischen „hart" und „weich".

Wir kehren zum Ausgangspunkt zurück und wiederholen: Die Krise der Kulturen der modernen Welt wurzelt in einem einheitlichen Grund, aber es gibt keine einheitliche Lösung für sie. Jeder Erdraum und jede Völkergemeinschaft wird sowohl nach innen wie nach außen ihre eigene Form finden müssen. Diejenigen Kräfte in der Welt,

[1] Das Sowjetsystem hat den Bauern infolge seiner dem bäuerlichen Wesen völlig fremden Ideologie niemals zu gewinnen vermocht, weil er ihn immer nur auf den Nenner der Arbeitskraft gebracht hat, wie man Motoren nach PS mißt.

die sich diesem großen Prozeß der eigenständigen Entwicklung neuer Völkergemeinschaften entgegenstellen und darüber hinaus universalistische Weltherrschaftsansprüche entwickeln, aus denen sich immer neue Kriege, die ganze Kontinente erfassen, ergeben müssen, diejenigen Kräfte müssen eingedämmt und zurückgeschlagen werden. Das ist das Nahziel, das uns die bedrohlich werdende Entwicklung des Krieges aufzwingt; denn das neue Weltbild kann nur aus dem Kampf entstehen.

Gelänge dies nicht, so wäre ein fortdauerndes Chaos aller Beziehungen der Völker untereinander und, ganz konkret, ein dritter Weltkrieg unvermeidlich. Ganz Europa wäre sein Schlachtfeld, die Vernichtung der Kultur unseres Erdteils in jedem Fall sein Ergebnis. Der Vorsprung, den Deutschland besessen hat, als sich bei uns die Ideen unseres Zeitalters bereits geformter auszuprägen begannen als anderswo, ist mit Haß und dann mit stumpfem Vernichtungswillen beantwortet worden, obwohl wir niemals andere Erdteile mit für uns gültigen Ideen beglücken wollten. Aber jede neue Kraft erzeugt die Gegenkräfte der allein schon durch ihr Vorhandensein aufgestörten Nutznießer der bisherigen Situation. Trotzdem geht die Verwandlung der Völker und Erdteile unablässig weiter. Daß Deutschland hierfür den stärksten Anstoß gegeben hat, ist nicht zu bestreiten. Ehe sich dieser Prozeß nicht in weltweitem Rahmen, also wirklich universal vollendet hat, kann kein Friede sein. Die Menschheit seufzt und ächzt unter ihm. Aber er ist unausweichlich. Nicht nur vor den Ruhm haben die Götter den Schweiß gesetzt, sondern vor das Sein und Werden selbst!

Das Fortschreiten des Bewußtseins hat alle bestehenden Bindungen der Menschen untereinander, der Völker, der Kulturen fragwürdig gemacht, angenagt, und vielfach sind

sie in diesem Feuer verzehrt worden. Fast keine der bestehenden Kulturen vermochte diesem Prozeß standzuhalten. Wird die Welt an dieser in Europa wie in China, wie in den Amerikas, ja selbst in Afrika sichtbaren vernichteten Wirkung schließlich ausbrennen? Es wäre vermessen, wenn man angesichts des ewigen Werdens die Geschichte auf einen nahen Endpunkt hin fixieren wollte. Die Liebe stirbt nicht, solange wir atmen. Die Rationalisierung aller menschlichen Beziehungen ist bereits auf den irrationalen Grund gestoßen, aus dem sich die Sehnsucht nach neuen Ordnungen immer mächtiger erhebt. Wir sahen, daß das Bewußtsein nur durch das Bewußtsein verwandelt werden kann. Wie Tamino und Pamina in der „Zauberflöte", so müssen wir das Feuer der Prüfungen durchschreiten. Mitten in der Glut stehen wir jetzt. Die Verwandlung der großen Kultursphären der Welt wird durch den Krieg noch nicht beendet. Sie hat erst begonnen. Der Ausblick ist noch nicht frei, aber auch nicht mehr so verhangen wie am Beginn dieser großen Menschheitskrise. Aus dem Ozean der Tränen steigen die ersten Inseln des neugewonnenen Festlandes auf.

WAS IST EUROPA?

Alle Erdteile sind zunächst nur geographische Begriffe. Nordamerika, Südamerika, Afrika, Australien und Asien — wenn wir diese Namen aussprechen, so steht ein festumrissenes geographisches Bild vor unseren Augen. Allein bei Europa ist es anders. Wir wissen wohl, wo es beginnt: bei jenen Landzungen und Inseln, die sich weit in den Atlantik hinausstrecken. Nach Osten hin aber hat unser Erdteil keine Grenzen, die klar und bestimmt wären. Zählt die Türkei nicht mit Recht zu Europa, obwohl sie auch ein Gebiet umfaßt, das Kleinasien heißt? Sind nicht die hohen Türme Revals Symbol europäischen Wesens und europäischer Kultur, obwohl nur ein wenig weiter nach Osten im versumpften Flußlauf der Narowa ein russischer Stamm wohnt, der sich noch auf der Kulturstufe der Pfahlbauern befindet?

Europa — es wird für die Geographen aller Länder niemals endgültig zu definieren sein. Es ist mehr als ein Erdteil. Europa ist ein geistiger Begriff.

Wer Europäer ist, wer in unsere besondere Gemeinschaft der Kultur gehört, kann immer nur daran erkannt werden, ob er sich zu ihr bekennt, ob er aus ihr lebt, ob er in ihr seine Wurzeln geschlagen hat. Geographisch könnte man von „Europa" als einem besonderen Erdteil sonst gar nicht sprechen. Denkt man sich die geistige Sonderheit des Europäischen fort, so wäre Europa nur der am weitesten nach Westen vorgeschobene Teil Asiens, vergleichbar etwa mit Indien oder der Hinterindischen Halbinsel. Da wir in einem

Zeitalter der unbilligen Vereinfachung leben, liegt es nahe, daß es schon jetzt oder doch bald Mächte und Menschen geben wird, die dergestalt Europa nur noch von der Mechanik des Raumbildes aus zu betrachten vermögen. Es liegt nahe, daß, wer vom Kreml heute nach Westen blickt, zu solchen Vorstellungen gelangen mag.

Hinter den Hekatomben von Blut, die im zweiten Weltkrieg an den östlichen Grenzen Europas geopfert wurden, taucht die unheimliche Forderung Dostojewskis auf, die er, frierend in einer Dachstube, im Jahre 1878 mit fiebernden Händen niederschrieb: „Alle Menschen müssen russisch werden. Als erstes und vor allen Dingen russisch werden! Ist die Allmenschheit die russische Nationalidee, so muß vor allem erst jeder russisch werden!" Diese Worte sind schon damals gewiß nicht nach Indien oder China gesprochen worden, sondern nach Westen.

Europa ist ein Kontinent, obgleich es geographisch beinahe eine Fiktion ist. Es ist aber der einzige Erdteil, der mehr als ein Kontinent ist. Weil Europa in erster Linie eine geistige Macht ist, wurde es auch — von den anderen Weltteilen her gesehen — eine politische Realität. Die Europäer haben dies nur nicht in dem Maße empfunden wie die übrigen Weltteile. Dies rührte daher, daß die europäischen Völker viele Jahrhunderte hindurch keine gemeinsamen Feinde besessen haben. Die Fronten liefen immer quer durch den Kontinent hindurch.

Dies Verfließende, geographisch Unbestimmte, das Europa von allen anderen Kontinenten so bemerkenswert unterscheidet, ist einer der Gründe dafür, daß ein europäisches Einheitsbewußtsein seit dem Verfall des Heiligen Römischen Reiches nur noch in seltenen Augenblicken bestanden hat. Das Geschichtsbild der Europäer wie auch das Bild von dem gegenwärtigen Weltkampf ist von Eindrücken und Vorstel-

lungen überflutet, die das Gefühl für das gemeinsame, das unentrinnbar gemeinsame Schicksal lange verwischt haben. Europa kann als das, was es geschichtlich geworden ist, nur bestehen bleiben, wenn die Europäer dies selbst bewußt wollen. Das ist der fundamentale Unterschied zu der Situation aller anderen Kontinente.

Im Vergleich zu Asien, Amerika und auch der Sowjetunion ist Europa arm an Rohstoffen und natürlichen Reichtümern. Nur mit Mühe kann sich dieser Erdteil selbst ernähren. Er kann sich nicht selbst kleiden, und tausend Bedürfnisse des täglichen Lebens müßten auf die Dauer unerfüllbar bleiben, wenn Europa nur auf sich selbst angewiesen wäre. Aus dieser Armut unseres Kontinents entstand seine Expansion. Die ungeheure Ausstrahlung, die von diesem Erdteil auf die gesamte übrige Welt ausging, schuf überhaupt erst die Voraussetzung dafür, daß in den anderen Kontinenten so etwas wie ein „Weltbewußtsein" entstanden ist. Europa hat nicht nur den Globus entdeckt, sondern weit darüber hinaus das moderne Weltgefühl für alle anderen Kontinente erschlossen und zu einer Realität werden lassen. Dies geschah indes nicht als bewußter europäischer Willensakt, sondern als spontane Regung der europäischen Völker. Es geschah in der Form von gewaltigen Raubzügen, aus denen alsbald in Nord- und Südamerika, in Afrika und schließlich sogar in gewissen Gebieten Asiens Siedlungszüge wurden. Die Erschließung der Welt durch den europäischen Menschen gründete sich keineswegs auf einer festen Einheit im eigenen Erdteil. Sie vollzog sich vielmehr oftmals als Auswirkung der innereuropäischen Streitigkeiten, wie es am deutlichsten bei dem englisch-französischen Kampf um Indien, Kanada und schließlich um den ganzen nordamerikanischen Kontinent zu sehen ist.

Unser europäisches Bewußtsein ist bis zu den Anfängen

des zweiten Weltkrieges durch die europäischen Binnenkriege geprägt worden, die seit vielen Jahrhunderten unseren Erdteil von einem zum anderen Ende durchrast und verheert haben. Wenn nun die Europäer endlich den rein nationalstaatlichen Blickpunkt überwinden, erscheinen sie nur mehr als Bürgerkriege. Die einzelnen europäischen Völker, Staaten und Fürsten haben einander befehdet und miteinander gerungen, obgleich sie wohl wußten, daß sie alle nur Glieder einer Familie waren. Der Horizont war und blieb — selbst nach dem Zeitalter der Entdeckung der überseeischen Welt — auf den europäischen Kontinent beschränkt. Hier fielen die Entscheidungen. Die übrige Welt trat weit dahinter zurück. Wie in einem Kaleidoskop bildeten sich die Koalitionen und Kombinationen beständig neu, mit denen die Großmächte unseres Kontinents miteinander um die Vormachtstellung rangen[1]. Bald stand das Reich gegen Frankreich, bald Frankreich gegen Spanien; bald Frankreich, Schweden und Spanien gegen das Reich; dann Frankreich und England gegen Holland; Preußen gegen Österreich, Frankreich und Rußland; die Türkei gegen Rußland und Österreich — bis dann in den napoleonischen Kriegen ein vorzeitiger Einigungsversuch erfolgt ist, für dessen Gelingen keine Voraussetzungen vorhanden waren. Es folgten die deutschen und italienischen Einigungskriege und schließlich der erste Weltkrieg.

Noch zu Zeiten Leopold von Rankes erschien dieser Kampf der europäischen Mächte um die Vormachtstellung als die „Große Politik" schlechthin, gegenüber der alle außereuropäischen Fragen für unseren Erdteil weit zurücktraten. Dies

[1] F. A. Six hat die europäischen Koalitionen unter dem Gesichtspunkt der Einheit des Kontinents systematisch untersucht und eine lesenswerte Zeittafel der „europäischen Binnenkriege" aufgestellt. Zeitschrift für Politik, Januar 1943.

war nur möglich, weil Europa seit der Schlacht von Liegnitz, bei der sich der Mongolensturm an einem europäischen Ritterheer unter deutscher Führung brach, von außen nicht mehr ernsthaft bedroht war. Die Türkengefahr im 16. und 17. Jahrhundert — damals zählte die Türkei noch nicht zu Europa — vermochte zwar alle europäischen Völker, die von ihr betroffen wurden, für kurze Zeit zu einigen, aber die beiden französischen Könige Franz I. wie später Ludwig XIV. verbanden sich insgeheim mit dieser außereuropäischen Macht gegen Europa. Das Einheitsgefühl war schon damals verlorengegangen. Die Politik der europäischen Mächte war — von der höheren Einheit Europa her gesehen — in der Tat ein fortgesetzter Bürgerkrieg. Da es keinen gemeinsamen Feind gab, der alle europäischen Völker gleichmäßig bedroht hätte, konnte hierfür aber kein echtes politisches Gefühl entstehen. Als Einheit kann sich nur fühlen, was gemeinsam bedroht und daher zum gemeinsamen Handeln gezwungen ist.

Die Geschichte eines jeden Volkes steht für sein Schicksal. So auch die Geschichte der Kontinente. Es erweist sich, daß Europa nicht nur geographisch eine Fiktion ist, sondern bislang auch politisch. Die drei europäischen Einigungsversuche, die zwischen 1800 und 1930 unternommen worden sind, erwiesen sich nacheinander als nicht tragfähig. Das konnte auch gar nicht anders sein, weil jeder Einigungsversuch einer übernationalen Gemeinschaft, der nicht auf der Bedrohung der Existenz aller ihrer Glieder durch einen mächtigen Feind beruht, nichts anderes auszudrücken vermag als die imperiale Hegemonie ihres stärksten Teiles. Keinem dieser Einigungsversuche konnte infolgedessen eine

tiefere zwingende Idee innewohnen. Das traf auf Napoleon ebenso zu wie auf das Gleichgewichtssystem der Heiligen Allianz wie auf den Paneuropaplan Briands im Rahmen der Liga der Nationen.

Napoleon wollte den Erdteil von der westlichen Peripherie her sowohl gegen England wie gegen Rußland konsolidieren. Sein Versuch beruhte auf der Zersplitterung und Ohnmacht der europäischen Mitte. Selbst seine glühendsten Feinde haben diesem Unterfangen die Größe des Entwurfs nicht abgesprochen. Von der Peripherie her aber ließ sich kein kontinentales Gefühl entwickeln. Das Pathos der Französischen Revolution, von dem Napoleon getragen war, reichte zudem für die Schaffung eines europäischen Kontinentalbewußtseins nicht aus. England hatte in dem Augenblick, in dem Napoleon ansetzte, seine Seeherrschaft bereits fest begründet. Die berühmte Karikatur von James Gillray, in der man Pitt und Napoleon vor der Weltkugel sitzen sah, von der sich der General Bonaparte Europa, Pitt aber das ganze Ozeanien abschnitt, entsprach nicht der damals gegebenen Lage. Die britische Seemacht hatte zur Voraussetzung, daß es in ihrem Rücken keinen geeinten europäischen Kontinent gab, der die bedrohteste Stelle des sich eben bildenden ersten Weltreichs, nämlich das Mutterland selbst, hätte in Schach halten können. Das war der Sinn der britischen Gleichgewichtspolitik in Europa, mit der Spanien, Holland, das französische Königreich und schließlich Napoleon in Konflikt geraten mußten. Wir werden sie unten noch genauer zu beleuchten haben.

Der napoleonische Einigungsversuch mußte scheitern, weil sich die übrigen Völker Europas damals weder durch England noch durch Rußland in ihrer Existenz bedroht sahen. Sowohl England wie Rußland waren in der napoleonischen Zeit noch primär europäische Mächte. Disraelis berühmtes

Wort, England sei mehr eine asiatische als eine europäische Macht, war noch nicht gesprochen und hätte auch dem Sinn nach noch nicht ausgesprochen werden können. Es bestand demnach kein zwingender Grund für die Völker Europas, ihr Heil im napoleonischen Einheitsgebilde zu suchen. Die nationalstaatliche Idee mußte sich erst vollenden. Sie zu überspringen, war nicht möglich.

Der zweite Versuch einer europäischen Einigung schloß England mit ein und blieb daher angesichts der Überlegenheit der maritimen Vormacht gegenüber den landgebundenen europäischen Mächten darauf beschränkt, daß er die Grundlagen der britischen Gleichgewichtspolitik in Europa legalisierte: das war das Ergebnis der Heiligen Allianz. In dieser Kombination gab es zwar durch die Staatskunst Metternichs eine neue verstärkte europäische Mitte, aber sie konnte infolge der britischen Gleichgewichtspolitik niemals autonom wirksam werden. Die Folge war auch hier, daß erst die durch die Französische Revolution erweckten Ideen in veränderter Form Gestalt in der europäischen Mitte gewinnen mußten: in den deutschen Einigungskämpfen und im italienischen Risorgimento.

Der dritte Versuch gegen Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts vereinigte die ungünstigen Momente des ersten und zweiten: der Paneuroplan Briands gründete sich wiederum auf die Ohnmacht der europäischen Mitte wie der Napoleons I., schloß aber gleichzeitig, wie die Heilige Allianz, England mit ein. Dieser Versuch scheiterte, ehe er noch ernsthaft begonnen war. Er blieb unverbindlich. Jenseits der Ozeane und in Sowjetasien vollzog sich bereits die durch den ersten Weltkrieg ausgelöste ungeheure Kraftballung der außereuropäischen Mächte. Europa aber war durch die mit Versailles entstandenen Duodez-Nationalismen zerrissen und zerspalten. Die Genfer Liga der Nationen wurde zu

einer scheinlegalen Institution, durch die zahlreiche außereuropäische Staaten ihren Einfluß auf europäische Angelegenheiten geltend machten, obwohl sich Nordamerika z. B. nicht einmal an ihr beteiligte. Die der Liga angehörigen amerikanischen Staaten nahmen den Standpunkt ein, daß Streitigkeiten zwischen amerikanischen Völkern nur vor das Forum der panamerikanischen Konferenzen gehörten. Japan verließ die Liga sofort, als sie sich als raumfremdes Element in seine ureigensten Fragen einzumischen versuchte. In Europa aber wurde ein chinesischer Außenminister zum Präsidenten jener Kommission eingesetzt, die die widernatürliche Teilung Oberschlesiens durchführte. Noch im Jahr 1931 gab die Stimme der Vertreter kleiner südamerikanischer Staaten im Internationalen Gerichtshof im Haag den Ausschlag, als diese Institution den Zollzusammenschluß des Deutschen Reiches mit dem damaligen Österreich verbot. Ebensowenig konnten die drängenden Minderheitenfragen der osteuropäischen Völker durch dieses Forum gelöst werden. So wenig gab es ein europäisches Gemeinschaftsbewußtsein, daß diese Vorgänge von den dafür verantwortlichen Staatsmännern als durchaus normal empfunden wurden.

Das Versagen der Genfer Institution hatte tiefere Gründe. In die Theorie Wilsons von einem allgemeinen, d. h. universalen Völkerbund waren gewisse idealistische Vorstellungen des 18. und 19. Jahrhunderts mit hineingeflossen. Kants Ideen eines ewigen Friedens, die sich bei dem Königsberger Philosophen nach dem Baseler Frieden von 1795 bereits zur Forderung eines „Völkerbundes" verdichtet hatten, wirkten hier ebenso mit wie etwa Victor Hugos paneuropäische Ideen. Die Genfer Liga der Nationen war aber selbstverständlich vom ersten Augenblick ihrer Gründung an ein Instrument berechnender Machtpolitik. Ihre idea-

listischen Verfechter in der anglo-amerikanischen Welt priesen sie dagegen als den Beginn des langgehegten Menschheitstraumes vom ewigen Frieden. Sie verfielen damit unvermeidlich jener Heuchelei, die immer entstehen muß, wenn ein rationales Machtgebilde oder gar eine Gewaltherrschaft als die Verwirklichung idealistischer Vorstellungen ausgegeben wird.

Nicht ein Völkerbund im Sinne Kants war das Ergebnis, sondern eine Liga der Nationen mit universalistischer Tendenz, ohne tatsächlich universal zu sein. Es war unvermeidlich, daß sie schließlich nur ein Instrument der Unterdrückung der im ersten Weltkrieg besiegten Nationen durch die Methode der Abstimmung wurde, während die geistigen Bemühungen, die sich um Genf gruppierten, mehr und mehr auf das Niveau eines organisatorischen Clearing House herabsanken. Für die technische Abwicklung der internationalen Bekämpfung des Opium- und Mädchenhandels bedurfte es gewiß keines bombastischen Apparates.

Der Versuch eines internationalen Parlaments, dem kein internationaler Staat entsprach, führte sich selbst ad absurdum. Die technische Arbeit in Genf baute auf der Fiktion der vollkommenen Gleichberechtigung aller 57 Mitgliedstaaten auf. Unvermeidlich fielen aber die wirklichen Entscheidungen jeweils vor und oft während den Schausitzungen in den geheimen Besprechungen der an der Liga beteiligten Großmächte, bei denen sogar die „Beobachter" von Großmächten, die der Liga formell gar nicht angehörten, wie z. B. der Vereinigten Staaten, oftmals eine ausschlaggebende Rolle spielten.

Für die europäischen Völker bot Genf keine Möglichkeit des Zusammenschlusses zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen gegen die außereuropäischen Mächte. Die ganze Institution war im Gegenteil so angelegt, daß das europäische

Gemeinschaftsbewußtsein möglichst verwischt und unwirksam gemacht wurde, deshalb konnte auch die Europakommission Briands keinen Erfolg zeitigen. Durch den falschen Universalismus dieses internationalen Parlaments täuschten sich gerade die kleineren europäischen Völker darüber hinweg, daß es nun nötig war, in Kontinenten zu denken. Ein Begriff, von dem zwar schon während des ersten Weltkrieges gelegentlich die Rede war, dessen Sinn aber die Europäer nicht verstanden, weil sie in ihrem begrenzten Geschichtsbild befangen blieben. Daß sie mittlerweile von beiden Seiten von gewaltigen Feinden bedroht waren, merkten sie nicht.

Der vierte Anlauf zu einer europäischen Einigung ging von Deutschland aus. Er erfolgte zunächst nicht aus ideologischen Gründen, sondern aus strategischer Notwendigkeit. Im zweiten Weltkrieg gab es niemals eine Konstellation, die mit irgendeiner Phase des ersten Weltkrieges vergleichbar gewesen wäre. 1939, 1940 und 1941 handelte es sich jeweils um einen Einfrontenkrieg. Erst von 1942 an zeichnet sich die Konstellation des Zweifrontenkrieges mit der Besetzung Nordafrikas durch die Amerikaner allmählich ab. Die Lage des europäischen Kontinents erinnert damit nicht an diejenige der Mittelmächte im ersten Weltkrieg, sondern vielmehr an den Doppelkampf Napoleons gegen England und Rußland. Aus dieser Lage heraus entstand allmählich im Gegensatz zu der geographischen und politischen Fiktion „Europa" der Begriff des „Neuen Europa". Dieser Begriff ist bei den europäischen Völkern, noch ehe er sich überhaupt zu entwickeln vermochte, in hohem Maß belastet und durch den Krieg scheinbar diskreditiert worden. „Europa" geriet auf die fragwürdige Ebene der Schlagworte. Die Gegner Deutschlands behaupteten nun, die Deutschen sprächen von Europa nur zur Bemäntelung ihres Hegemoniestrebens und eines damit verbundenen Imperialismus. In der Tat, das „Neue

Europa" schien für alle Völker zunächst nur Aufschließung aller Kraftquellen, vermehrte Arbeit, Gefahr, Qual und Elend zu bedeuten. Da die europäischen Völker keineswegs mit einem geeinten Bewußtsein in diesen Krieg eintraten, sondern im Gegenteil auf das tiefste miteinander zerfallen und, von der alten Bürgerkriegsgesinnung durchdrungen, die Notwendigkeit einer europäischen Einigung überhaupt nicht verstanden, muß sich nun das Dilemma, je länger der Krieg dauert, immer mehr verbreiten. Hier liegen jetzt die großen Fragen über die Zukunft Europas vor uns ausgebreitet. Der Schluß ist klar:

Der zweite Weltkrieg wird für Europa der Einigungskrieg werden, oder Europa wird nicht mehr sein.

Welches Europa? Wir haben gesehen, daß dieser seltsame Erdteil geographisch nicht fest umrissen ist und daß Europa zudem bislang eine politische Fiktion, bestenfalls, wie gelegentlich höhnisch gesagt wurde, ein intellektueller Wunschtraum gewesen ist. Ein bekanntes Wort von Bismarck lautet: *„Ce qui parle Europe a tort."* Bismarck wollte damit sagen, daß das Wort Europa früher und in seiner Zeit eine oft mißbrauchte Formel war, hinter der man sich gern verkroch, wenn man seine eigenen Interessen verbergen wollte. Dies war auch durchaus richtig. Die Bismarcksche Politik war europäische Politik, aber in dem Sinne, daß sie Politik *in* Europa war. Der Begriff einer europäischen Politik, so wie wir ihn jetzt verstehen müssen, konnte damals überhaupt noch nicht vorhanden sein, da Europa, zu dem kraft seiner regierenden Oberschicht Rußland noch rechnete, außerhalb seiner selbst keinen Gegenpart besaß. England allerdings hatte sich im Zeitalter Bismarcks bereits wesentlich von Europa fortentwickelt. Die Ideologie des

„Greater Britain" gewann feste Gestalt. Aus dem Kolonialreich wurde allmählich das Empire. Gleichzeitig aber wollte England in der viktorianischen Ära seinen Platz an der Waage des europäischen Gleichgewichts natürlich nicht räumen.

Seit der Monroe-Doktrin konte man vielleicht von einer „amerikanischen" Politik sprechen, aber, gemessen an den damaligen europäischen Großmächten, doch zunächst nur in einem sehr bescheidenen Sinn. Zu Bismarcks Zeiten waren die Vereinigten Staaten ein aufstrebendes Kolonialland, aber eben doch noch ein Kolonialland, mit dem übrigens der Fürst nach Möglichkeit freundschaftliche und enge Beziehungen pflegte. Umgekehrt schrieb beim Tod Bismarcks der „New York Herald": „Der Fürst war ein Atlas, der seit 40 Jahren eine Welt auf seinen Schultern getragen hat."

Ebensowenig konnte man in der damaligen Zeit von „Asien" sprechen. Als der amerikanische Kommodore Perry Japan gewaltsam erschloß, war Bismarck schon Gesandter am Frankfurter Bundestag! In dieser Periode und auch noch in der darauffolgenden wilhelminischen, ja bis über den ersten Weltkrieg hinaus war also ein einheitliches Auftreten Europas weder von innen noch von außen her überhaupt denkbar. Dort, wo es gelegentlich einmal geschah, wie beim Boxeraufstand in China, handelte es sich um eine zwischen den europäischen Mächten verabredete Verteidigung gemeinsamer Interessen mit beschränktem Ziel und für beschränkte Zeit. Andererseits ist der Spanisch-nordamerikanische Krieg kurz vorher von den anderen europäischen Mächten kaum als Angriff auf berechtigte Interessen eines europäischen Gliedes empfunden worden. England deckte das Vorgehen der USA. gegen Spanien, den ehemaligen Rivalen. Ebenso wurde die Reaktion Wilhelms II. auf das gegen Rußland gerichtete englisch-japanische Bündnis von 1902 aus der da-

maligen Weltsituation heraus als törichte Romantik empfunden.

Die entscheidende Wandlung, die die Lage Europas in der Welt alsbald völlig verändern sollte, erfolgt, ohne daß sich die europäischen Mächte auch nur entfernt darüber klar gewesen wären, während des ersten Weltkrieges. Es ist das schicksalsschwere Jahr 1917, in dem die moderne Welt endgültig entsteht. In diesem Jahr bricht der Zarismus zusammen, kommt Lenin zur Macht, wird damit also die Grundlage für das Ausscheiden Rußlands aus Europa gelegt. Die Sowjetunion als eigener Kontinent, als eigene Weltsphäre, die weder europäisch noch asiatisch ist, entsteht. Sie wird von nun ab ein Gebilde für sich und bald darauf eine Weltmacht für sich sein.

Gleichzeitig treten die Vereinigten Staaten in den Krieg ein, und zwar mit dem Anspruch, den Krieg nicht nur als Partei zu führen, sondern als Schiedsrichter zwischen den Parteien zu vollenden. Dieser Anspruch scheitert zwar später bei den Pariser Friedensverhandlungen an der Hartnäckigkeit Clemenceaus und der Schlauheit Lloyd Georges, aber er ist grundsätzlich nicht bestritten worden. Zum mindesten theoretisch wird am Ende des Krieges einem im amerikanischen Süden geborenen Professor, der niemals seinen Fuß auf europäischen Boden gesetzt hatte, der nichts von unseren Problemen wußte, der weder unsere Sitten noch unsere Völker noch auch den tieferen Sinn unserer Geschichte kannte, ja der nicht einmal mit der Geographie unseres Erdteils vertraut war — einem solchen Amerikaner wurde also das oberste Schiedsrichteramt über die verwickelten Fragen zuerkannt. Gleichzeitig haben sich im ersten Weltkrieg die Vereinigten Staaten vom schuldnerischen Kolonialland zum größten Gläubigerland der Welt entwickelt. Sie werden künftig ebenso wie die Sowjetunion

gegenüber Europa als selbständige Einheit und als expansive Weltmacht auftreten.

In Asien vollzieht sich die gleichläufige Entwicklung nach vielen vorbereitenden Schritten erst in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts durch die in gewaltigen Stößen erfolgende Ausdehnung der japanischen Macht, die dann im zweiten Weltkrieg ihre Fortsetzung und Krönung mit der Vertreibung der Amerikaner und Engländer aus der großostasiatischen Sphäre findet. Japan, das schon lange von einer „asiatischen Monroe-Doktrin" gesprochen hat, wird von nun ab seinen Platz als dritte außereuropäische Weltmacht behaupten. Die Frage des endgültigen Gesichts von China und Indien bleibt zunächst noch offen.

Diese wahrhaft säkulare Verschiebung des gesamten Weltbildes hat sich vor unseren Augen und in unserer eigenen Zeit abgespielt. Sie vollzieht sich rasch. So rasch, daß die europäischen Völker, die diese Veränderungen registrierten, ihren tieferen Sinn zunächst schwerlich erfassen konnten. Seit Jahrhunderten waren sie daran gewöhnt, Politik nur als europäische Politik zu verstehen. Wie der Mensch der vorkopernikanischen Zeit das Weltall auf die als festen Punkt gedachte Erde bezog, um die das Firmament herum gebaut ist, so bezog der Europäer naiv die Entwicklung der anderen, nun selbständig gewordenen Weltteile und Weltmächte nur auf sich selbst. Ablehnend oder zustimmend — in jedem Fall aber ohne Gefühl dafür, daß die anderen Weltteile, die sich von Europa abgelöst hatten, nun auf die europäischen Völker und Entwicklungen, auf ihre Bündnisse und Feindschaften aus einem völlig anderen Blickwinkel sahen.

Von der Sowjetunion oder von den Vereinigten Staaten

her gesehen war Europa von nun ab nicht mehr der politische und machtmäßige Mittelpunkt der Welt, wohl aber ein Gebilde für sich, eine Einheit für sich: ein Kontinent. Für den Blick von außen ergab sich also ein völlig anderes Bild als von innen. Man braucht sich nur vorzustellen, welche Bemerkungen Stalin im engeren Kreise des Kreml im Jahre 1939 gemacht haben mag, als er das Gefühl hatte, daß sich die beiden in Europa bestehenden Machtgruppen gleichzeitig um seine Freundschaft bewarben. Man braucht andererseits nur einmal die Geringschätzung erlebt zu haben, mit der der durchschnittliche Amerikaner von den Feindschaften und Erbfehden innerhalb Europas zu sprechen pflegt. Wir sagen damit nicht, daß diese Geringschätzung der Sowjets oder der Amerikaner berechtigt wäre. Im Gegenteil. Sie ist aber ein Tatbestand, den man kennen muß. Ein Tatbestand, der dazu zwingt, daß wir nicht mit unserem Denken in einem Zeitalter verhaften bleiben, das gar nicht mehr besteht. Um in unserem Bild zu bleiben: die „ptolemäische" Betrachtung der europäischen Politik muß der „kopernikanischen" weichen. Unser Kontinent kann sich nicht mehr als Mittelpunkt der Erde, sondern nur noch als eines unter verschiedenen Kraftzentren fühlen. Das heißt weder Abdankung noch Untergang des Abendlandes. Es heißt nur, daß eine neue Kräfteverteilung und damit eine andere Aufgabenstellung für die Gesamtheit der europäischen Völker vorliegt.

Das Geheimnis der Kunst der Politik liegt zum überwiegenden Teil in der richtigen Abschätzung von Freund und Feind. Dazu bedarf es der Unvoreingenommenheit. Da aber jedes echte politische Handeln gleichzeitig von tiefer Leidenschaft durchpulst sein muß, ist die Grundbedingung des politischen Denkens und des Erfolges die Verbindung von unbestechlicher Erkenntnis mit ungebrochenem Gefühl. Sie

ist sehr selten. Gerade diese Verbindung fehlte in unserer Epoche den meisten Führungsschichten der europäischen Völker. Mit dem richtigen Blickpunkt ist der Erfolg schon halb gewonnen. Auf ihn kommt es also vor allem für die europäischen Völker an.

Während Europa von außen als eine Einheit erscheint, ist von innen, wie wir sahen, davon an der Schwelle des zweiten Weltkrieges gar keine Rede. Das deutsch-französische Grenzproblem z. B. war zur Zeit Bismarcks ohne Zweifel eine weltpolitische Frage erster Ordnung, da in dieser „vorkopernikanischen" Zeit der europäischen Politik eine Streitfrage zwischen zwei europäischen Großmächten von erstrangiger Bedeutung sein mußte. Zum mindesten von außen her gesehen sind heute diese Fragen zwischen Deutschland und Frankreich ebenso nebensächlich wie die Frage, ob die Ungarn und Rumänen einander lieben oder hassen. Es ist leicht zu sehen, daß, wenn die europäischen Völker dies nicht begreifen wollen, sie genau in die Lage des antiken Griechenland geraten müssen, dessen Stadtrepubliken ihre Kraft in Kriegen untereinander erschöpfen, ohne zu gewahren, daß sie damit die Beute einer stärkeren Macht von außen werden mußten. Der große Redner Demosthenes, der durch seine Angriffe gegen den griechisch-thrakischen König Philipp unsterblichen Ruhm erlangte, war vom höheren Felde der Politik her gesehen ein Dummkopf. Nicht jede Sache wird dadurch, daß sich Genie und Leidenschaft mit ihr verbinden, richtig im Sinne des großen Prozesses des Werdens; oft schon hat sich beides in der Geschichte mit der falschen Sache verbunden. Hieraus entsteht die Grundsituation des Tragischen. Was aber für die tragischen Dichter seit Äschylos einen guten Vorwurf für ihre Werke bedeutete, pflegt für die Völker oder jetzt für Kontinente, die das Drama selbst erleiden, nichts als Leid und Qual zu sein.

Die dergestalt völlig veränderte Lage Europas in der Welt ist in den beiden letzten Jahrzehnten oftmals beschrieben worden. Alle bedeutenden Geister unserer Epoche muß sie auf das tiefste beschäftigen. Allein, die Schlußfolgerungen, die aus dieser eruptiven Verwandlung unseres Planeten gezogen wurden, waren sehr verschieden. Es lassen sich verschiedene typische Reaktionen unterscheiden, mit denen wir uns kurz zu beschäftigen haben, um zu einer klaren Position zu gelangen:

Die in den intellektuellen Schichten Europas seit dem ersten Weltkrieg am meisten verbreitete Reaktion ist jener Kulturpessimismus, der in dem Titel von Spenglers berühmtem Werk seinen klassischen Ausdruck gefunden hat. Das Bild von dem zyklischen Keimen, Aufblühen, Früchtetragen und Sterben der Kulturen hat sich weit über den Kreis der Menschen hinaus, die Spenglers Hauptwerk gelesen haben, tief eingeprägt. Spengler hat wahrscheinlich nur deshalb vom „Untergang des Abendlandes" gesprochen, weil er hoffte, ihn durch die Magie des Wortes aufhalten zu können. Er hat mir dies kurz vor seinem Tode in einem Gespräch selbst noch angedeutet, indem er mich auf den letzten Satz seines Werkes verwies: *Ducunt volentem fata, nolentem trahunt.* Ich habe später dieses Zitat aus Seneca [1] in Schopenhauers geheimnisvoller Schrift „Über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen" wiedergefunden, von der ich annehmen möchte, sie ist Spengler überhaupt zum Ausgangspunkt seines Hauptwerkes geworden (so sehr es von Schopenhauer abgelehnt und als Bastard bezeichnet worden wäre). Wie so oft, sind nicht die Schlußfolgerungen, die er zog, das Wichtigste, sondern die Analyse, bei ihm

[1] Den Willigen führt das Schicksal, den Widerstrebenden reißt es mit sich.

vor allem das faszinierende Bild der wie Pflanzen aufblühenden und sterbenden Kulturzyklen.

Es ist ein geistreicher, aber fataler Fatalismus, der sich bei Spengler auf Goethes phänomenologischer Philosophie aufbaut. Trotzdem hat der Kulturpessimismus — wobei wir natürlich von seinen platten Breitwalzern absehen — eine berechtigte und tiefe Wirkung gehabt. Er hat die Besinnung vorbereitet, indem er an das Bewußtsein appellierte. Das war notwendig — im ersten Weltkrieg wie heute. Darüber hinaus aber ist dieser abendländische Kulturpessimismus nur ein astrologisches Phänomen — und daher, wie die Astrologie meist, gleichzeitig in der Furcht vor der dunklen Schicksalsmacht wie ehrfurchtslos vor dem Geheimnis des Werdens. An die Stelle der astrologischen Aszendenzen ist der Geschichtsvergleich getreten, mit dem die Zukunft enthüllt werden soll[1].

Der Kulturpessimismus hat mit Eindringlichkeit auf die gewaltige Gefahr hingewiesen, die für die vom Bewußtsein überwältigte westeuropäische Kultur in der Energieballung des unter sowjetischer Führung stehenden Ostens besteht, die lärmend an unsere Tore pocht. Spengler steht genau auf der Scheidelinie zwischen dem wissenschaftlichen und dem charismatischen Zeitalter. Daß er „wissenschaftlich" nicht „widerlegt" werden konnte, fühlte er ganz richtig. Daß er die Geschichtsbetrachtung als Kunst, d. h. als Intuition auffaßte, verbindet ihn mit der Zukunft. Seine Grenzen liegen infolgedessen dort, wo seine wissenschaftlichen Kritiker sie am wenigsten suchten, nämlich im Religiösen. Der astrologische Menschentyp ist seinem Wesen nach areligiös, weil er das Unterbewußte durch Zauber — nicht bewußt machen —

[1] „Zum ersten Male kann eine Kultur voraussehen, welchen Weg das Schicksal für sie gewählt hat." Untergang des Abendlandes, I, 218.

sondern zweckhaft beherrschen will. Insofern war Spengler nur eine Vorstufe des neu entstehenden Weltbildes. Aber eine überaus wichtige. Man wird ihn bald gerechter beurteilen.

Die zweite Reaktion liegt auf ganz anderer und viel oberflächlicherer Ebene. Man kann sie als die universalistisch-ideologische bezeichnen. Wir meinen hier jene Gruppen, vor allem in Westeuropa, die das Bestehen einer besonderen europäischen Schicksalsgemeinschaft überhaupt zu leugnen versuchten und dafür erklärten, es handele sich heute nicht um kontinentale, sondern um Weltfronten, die quer durch die Kontinente hindurch gingen. Auf der Ebene der politischen Schlagworte drückte sich dies so aus, daß man eine Vereinigung der „demokratischen" Mächte gegen die „autoritären" erstrebte. Das unernste Spiel mit dem Gedanken eines universalistisch-demokratischen Weltgebildes war eine bevorzugte Beschäftigung der französischen III. Republik in ihren letzten beiden Jahrzehnten. Es läßt sich bis zu den Pariser Friedensverhandlungen von 1919 zurückverfolgen, bei denen Frankreich vergeblich „ewige" Sicherheitsgarantien von England und den Vereinigten Staaten forderte. Der Begriff einer neuen Heiligen Allianz der Demokratien ist von da ab der Lieblingsgedanke aller Protagonisten des Palais Bourbon gewesen. Reynauds Appell der letzten Stunde an den amerikanischen Präsidenten, auf den dann der letzte demokratische Ministerpräsident Frankreichs eine teils höhnische, teils sentimentale Antwort aus Washington erhielt, war der Endpunkt dieser universalistisch-demokratischen Illusionen. Es erwies sich, daß die beiden angelsächsischen Weltmächte durchaus nicht an die Rettung der „Demokratie" dachten, sondern an ihre eigenen machtpolitischen Ziele, die sie bis dahin unter diesem Schlagwort zu verbergen suchten. Frankreich und mit ihm andere Demokratien in Europa mußten diese bitteren Erfahrungen erst machen,

ehe überhaupt die Möglichkeit für ein konkretes europäisches Denken gegeben war.

Die Engländer wie vor allem die Amerikaner haben später unbekümmert an dem Begriff der „Weltfront der Demokratien" festzuhalten versucht, weil sie über keine einleuchtenden Ideen verfügten. Im Sinne Wilsons versuchten sie die alte europäische Bürgerkriegsgesinnung neu zu entfachen und sich hierzu der demokratischen und nationalistischen Schlagworte wie 1917/18 zu bedienen. Abgestandenes Wasser in alten Schläuchen. Die Sinnlosigkeit dieser Bemühungen wird sofort durch den Hinweis auf das Bündnis mit der sowjetischen Despotie deutlich, das sie gleichzeitig eingingen. Es bedeutete in seiner Konsequenz die Opferung zunächst aller osteuropäischen und mitteleuropäischen Völker an die Sowjets. (So das Ergebnis der Teheraner Konferenz.)

Die Aufstachelung von zwanzig verschiedenen Nationalismen, die sich fast alle ausschließen und fast alle einander entgegengesetzt sind, war in der Tat für die Antieuropäer der bequemste Deckmantel zur Verbergung ihrer machtpolitischen Ziele. Hier stehen wir abermals vor der Schicksalsfrage Europas: werden sich die europäischen Völker in ihrem eigenen Nationalismus ersticken lassen, oder werden sie trotz der vielfach unerfreulichen Zwangslagen, die der Krieg geschaffen hat, erkennen, daß die großen außereuropäischen Weltmächte auf Grund der ihnen innewohnenden Dynamik überhaupt nichts anderes erstreben können, als die völlige Entmachtung bzw. die Aufsaugung ganz Europas? Die westlich-ozeanischen Mächte können einen Einbruch der Sowjets nach Europa niemals abriegeln. Er würde sich binnen kurzem bis an den Atlantik fortsetzen und die Türkei und den Nahen Orient nicht aussparen.

Die dritte Reaktion ist die hegemoniale, die sich für Deutschland seit dem Jahr 1940/41 aus der machtpoliti-

schen Besetzung der wichtigsten Punkte des Kontinents ergeben hat. Sie ist nichts Endgültiges, sondern ein Übergangszustand. Die verwirrte Lage in Europa selbst und die Einsicht in die grundlegende Veränderung, die sich seit dem Tode Bismarcks in der Welt vollzogen hat, ergab für Deutschland die Notwendigkeit, zunächst einmal die Führung in Europa zu übernehmen und gleichzeitig mit diesem hegemonialen Anspruch die Verteidigung des Kontinents nach allen Seiten hin zu sichern. Dies geschah im Zuge der Kriegführung als ein Akt vorausschauender Strategie. Die politischen Folgen ergaben sich dann erst aus den strategischen. Die Zustimmung oder Ablehnung der übrigen europäischen Völker zu dem aus militärischen Notwendigkeiten geschaffenen Zustand konnte dabei in jenem ersten Stadium noch nicht so sehr ins Gewicht fallen. Kriegsakte sind Notwehrakte — das mußte vom Nordkap bis Kreta jedermann verstehen.

Es stand von vornherein fest, daß der nun geschaffene improvisierte Zustand nichts anderes als die Vorbereitung einer neuen Form sein mußte. Zum erstenmal ist nun plötzlich die Frage ernsthaft aufgeworfen, ob und wie dieser europäische Kontinent in der Zukunft ein gemeinschaftlich verbundenes Dasein führen werde. Diese Frage kann man heute nicht mehr abstrakt stellen. Sie ist von dem ungeheuren Blutopfer bestimmt, das Deutschlands Männer mit ihren Verbündeten in der Abwehr der fremden Gewalten für die Rettung des Kontinents gebracht haben.

Expansion liegt in der Natur der Macht. Es gibt auch heute noch eine in Europa nicht wenig verbreitete Meinung, daß am Ende dieses Krieges — falls Deutschland besiegt würde — eine Rückkehr zu 1939 oder zu 1919 möglich wäre. Diese Menschen haben weder verstanden, was der Sinn der sowjetischen Expansion von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer

zwischen 1939 und 1941 gewesen ist, noch haben sie verstanden, weshalb sich der amerikanische Begriff der Westlichen Hemisphäre, der ursprünglich nur die beiden amerikanischen Kontinente umfaßte, allmählich über Westafrika und dann über Nordafrika und England bis an die Schwelle Europas selbst ausdehnt. Vor allem aber haben sie nicht begriffen, daß die beiden antieuropäischen Weltmächte diesen Krieg keineswegs führen, damit später der französische Bürger, der griechische, ungarische oder schwedische Kleinstädter die Idylle einer lang dauernden Siesta erleben darf. Das sind Provinzialismen, die den kleinen und großen Völkern, die jetzt im Schatten der Weltpolitik stehen, über Nacht das Leben kosten können.

Wenn man die Dynamik der antieuropäischen Weltmächte nüchtern und ruhig abwägt, so wird man, würden sie siegreich bleiben, nur zu dem Schluß kommen können, daß es für Europa, für die Völker, die heute Krieg führen, ebenso wie für die besetzten Länder wie für die neutralen und nichtkriegführenden, daß es also für alle europäischen Völker nur zwei Alternativen geben würde: entweder nämlich von dem sowjetischen Moloch, der dann in kürzester Zeit überall die Stichflammen entzünden würde, aufgefressen zu werden, oder aber als Schlachtfeld für einen dritten Weltkrieg zu dienen. Es ist müßig, darüber nachzudenken, welche von beiden Möglichkeiten in diesem Fall die wahrscheinlichere ist. Beide würden sie in jedem Fall den Untergang Europas bedeuten.

Was ist also Europa? Wir können und müssen jetzt diese Frage anders stellen, als sie jemals früher gestellt worden ist. Geographisch unscharf umrissen, politisch bislang eine Fiktion, ist Europa zunächst eine geschichtlich

geprägte Kultureinheit, die als solche dem Sowjetismus, dem Amerikanismus und dem Asiatentum scharf gesondert gegenübersteht. Wenn wir heute von „europäischer" Politik sprechen und in einem anderen Sinne, als dies noch vor zwei Menschenaltern möglich und denkbar war, so kann es sich nur darum handeln, daß wir zunächst gegen die Gigant-Moloche der antieuropäischen Gewalten diese Kultureinheit, aus der wir alle sind, leben und werden, erhalten, darüber hinaus aber sie kraftvoll fortenwickeln. Daß diese Kraft in Europa vorhanden ist, daß wir weder morbid noch sterbend noch der Degeneration verfallen sind, hat mehr als alles andere der gemeinschaftliche Kampf der europäischen Nationen im Osten bewiesen. Die Gefahr von außen kann uns nur überwältigen, wenn wir die Gefahr von innen nicht zu bannen vermögen. Das ist das Wesentliche.

Wenn wir von der Kultureinheit Europas sprechen, so denken wir an die Perlen unseres Städtekranzes von Reval, Riga, Stockholm nach Budapest, von Nürnberg nach Florenz, von Wien nach Rom, Ragusa und Athen, von Neapel nach Paris und von Gent, Amsterdam und Köln nach Madrid und Lissabon. Sie sind ebenso unser gemeinschaftlicher Besitz wie die italienische Malerei, die deutsche Musik und die französische Philosophie, um nur einiges zu nennen. Wir denken nicht weniger an die bäuerliche Kultur Europas, die weder mit dem amerikanischen Farmer noch mit dem Kuli oder gar mit dem sowjetischen Kolchosnik etwas zu tun hat. Nur in Europa gibt es den mit seiner Erde verwachsenen freien Bauern, in dem die Tradition von Jahrhunderten lebt, ohne den technischen Fortschritt zu behindern.

Wie stark diese Kultureinheit ist, haben freilich bewußt im allgemeinen nur diejenigen Europäer empfunden, die einmal längere Zeit in anderen Kontinenten gelebt haben. Viele dieser Städte sind in diesem Krieg bereits vernichtet

und ihrer schönsten Kostbarkeiten für alle Zeiten beraubt. Ein amerikanischer Universitätsprofessor hat auf die Klage des Papstes hierüber geantwortet, daß sich das alles ersetzen und neu aufbauen ließe. Amerika werde zu gegebener Zeit die Architekten dazu stellen. Sichtbarer konnte wohl das europäische und das antieuropäische Kulturgefühl nicht aufeinanderprallen als mit dieser Antwort. Für uns Europäer sind die alten Paläste und die alten Kirchen unserer Vorfahren, sind unsere Marktplätze und unsere Rokokotheater keine Museen, sondern wir leben in all dem. Es ist ein Stück von uns selbst.

Die europäische Kultureinheit ist nicht deshalb ein Grundtatbestand für alle europäischen Völker, weil wir in der Geschichte in den wechselnden Koalitionen der innereuropäischen Kriege alle einmal miteinander verbunden gewesen sind. Diese Geschichte ist vielmehr eine in uns lebende Wirklichkeit. Nur soweit die Geschichte lebt, ist sie ja überhaupt vorhanden. Aber gerade daß die Geschichte, die Gedanken und das Werk unserer Ahnen in uns fortwirken, unterscheidet uns auf das tiefste von den geschichtslosen Kolonialzonen, zu denen sowohl die sowjetische wie die amerikanische in erster Linie zählen. Weder Moskau noch New York vermag Europa in der Welt zu ersetzen. Aber wenn wir schon nicht von der übrigen Welt sprechen wollen, so vermag weder Moskau noch New York Europa für uns Europäer zu ersetzen.

Mit denjenigen, die glauben, wir könnten zurück in eine nun hinter uns liegende weltgeschichtliche Epoche, ist nicht zu rechten. Es ist nur eine Minorität innerhalb der europäischen Völker, die bewußt nach vorwärts drängt. Aber wie stets, so wird auch bei der Lösung der europäischen Frage die Minorität die Zukunft für sich haben, wenn sie weiß, wohin sie strebt.

Wir sagten eingangs, Europa sei im Gegensatz zu allen anderen Kontinenten zunächst ein geistiger Begriff, zu dem man sich bekennen müsse. Dies kann, glaube ich, nicht bestritten werden. Ich traf einmal im Mittelabschnitt der Ostfront einen besonders aufgeweckten russischen Kriegsgefangenen. Es war ein junger Student aus Leningrad, der einige Monate nach dem Beginn des Krieges im Osten zu uns übergelaufen war und seitdem einen wichtigen Posten in der Agrarverwaltung bekleidete. Dieser junge Russe sagte mir, er sei kein gewöhnlicher Überläufer gewesen. Er habe nicht Angst vor dem Tod gehabt, im Gegenteil, er habe einen sehr gefahrvollen Marsch von sieben Kilometern durch die damals fließenden Fronten zurücklegen müssen, bis er zu den Deutschen gelangte. Auf diesem Marsch aber habe er sich gesagt: „Wassilij, jetzt gehst du nach Europa. Dort wirst du ein anderer Mensch sein." Wassilij hat dann in der Arbeit, die man ihm zuwies und die viel Verantwortung von ihm verlangte, bewiesen, daß er tatsächlich ein Europäer ist.

Wenn Europa ein geistiger Begriff ist und nicht nur ein Fetzen Land am mächtigen Rumpf von Asien, muß es über alle Gegensätze hinaus, die durch innereuropäische Kriege genährt worden sind, ja über den konfessionellen Zwiespalt hinaus, der seit Jahrhunderten Europa zerteilt, ein gemeinsames Ethos geben, das für alle Europäer verbindlich ist. Ein Ethos, das unseren Kontinent durch seine die Nationalismen überbrückende Macht zu dem geformt hat, was wir heute sind.

So ist es. Dieses Ethos beruht auf der Rolle, die im europäischen Bereich der schöpferischen und kämpferischen Persönlichkeit zufällt. Es beruht also darauf, daß allein in

Europa der Mensch innerhalb der Gemeinschaft einen Wert an sich besitzt. Und zwar der bewußt lebende Mensch.

Die Europäer sind Tagvölker, „in welchen auch der Tag der Seele — das Bewußtsein — sich am vollkommensten erschließt, weshalb auch unter ihnen die Eigentümlichkeiten der Individuen am stärksten ausgeprägt sind, während sie in den Nachtvölkern (Negern) schon in den ursprünglichsten Anlagen der Seele entschieden einförmiger gegeben sind". C. G. Carus hat in seiner „Psyche" um 1850 diese tiefsinnige Einteilung der Menschheit in Tagvölker, Nachtvölker, östliche und westliche Dämmerungsvölker vorgenommen, deren Bedeutung erst uns Heutigen offenbar werden kann. Wenn uns Europäern das überhelle Bewußtsein, das unsere Kultur aus der Lebensenergie von Persönlichkeiten geschaffen hat, fast zum Fluch geworden ist, so ist es doch gleichzeitig unser vornehmstes Gut. Ein Zurücksinken in einförmigere Seelenregionen müßte unser Werden ganz und gar preisgeben. Jeder, der in diesem Feldzug im Osten gestanden hat, wird dies gefühlt haben.

Europa ist vernichtet, wenn es den Antieuropäern gelänge, aus unseren Menschen Wesen zu machen, die nicht mehr als Persönlichkeiten, sondern nur noch als kollektive Nummern handeln und reagieren. Alles, was Europa ausmacht, ist aus dem schöpferischen Genie der Persönlichkeit geboren worden. Diese Persönlichkeit, der Inbegriff europäischen Seins und Wesens, war und ist nur denkbar, weil der Wert des Menschen in Europa im Gegensatz zu den kollektivistischen Kontinenten durch die günstigen Bedingungen unserer geschichtlichen Entwicklung niemals entscheidend angetastet worden ist. Kultur kann nur sein, wo der Mensch einen Spielraum um sich besitzt. Kultur ist andererseits, um mit Paul Ernst zu sprechen, jener Zustand, in dem sich der richtige Mensch am richtigen Platz befindet. Europäische

Kultur jedenfalls kann niemals sein, wo gleichmacherische Wahnideen herrschen und ebensowenig dort, wo der natürliche Ausleseprozeß durch Klassendespotien, gleich welcher Art, verstopft wird. Das Spannungsverhältnis des schöpferischen Menschen zur Gemeinschaft, in der er auch dann noch wurzelt, wenn er sich an den äußersten Rand des Denkbaren und Tragbaren begibt, ist jene besondere Gnade gewesen, die den Völkern unseres Erdteils immer neu widerfahren ist. Hieraus entstand der gewaltige Vorsprung, den der europäische Geist vor allen anderen großen Kulturgemeinschaften dieser Erde für so lange errungen hat. Die sich in Europa immer wieder neu bildenden Aristokratien und Eliten haben zudem den ungeheuren Vorteil gehabt, daß sie in einer beständigen gegenseitigen Konkurrenz standen, in einem Wettstreit, in jenem griechischen Agon, in dem wir seit den Entdeckungen Schopenhauers und Nietzsches ein Grundelement des europäischen Geistes empfinden.

Die besondere Rolle des Krieges in Europa hat zudem die schöpferische Persönlichkeit immer in besonderem Maße gefördert. So auch jetzt. In den schwierigsten und manchmal verzweifeltsten Situationen hielt unsere Soldaten allein eines aufrecht: die bewußte Persönlichkeit, die, oft schon in unseren jüngsten Kämpfern zur schnellen Reife gebracht, dem Stoßtruppführer, dem Kampfflieger, dem Kapitänleutnant im Unterseeboot und dem Panzerführer die Kraft zu jener Bewährung gibt, in der immer wieder die Masse durch den Geist besiegt wird. Die Führer unserer Kampfgruppen handeln nach einem genauen Befehl, aber vor allem im Osten sind sie meist ganz auf sich gestellt. Ihrer persönlichen Initiative, ihrer Übersicht und ihrer bewußten Klarheit des Geistes bleibt die eigentliche große Leistung vorbehalten, wie die Kampfgeschichte der meisten Träger der hohen Aus-

zeichnungen beweist. Dieser bewußte, den Tod weder verachtende, noch etwa gar suchende, sondern überwindende Mann, Führer und Kämpfer, der den Kern des Ostheeres ausmacht, erscheint so als ein Ausdruck unserer Kultur schlechthin.

Das menschliche Maß, aus dem in Europa die Persönlichkeiten erwachsen, macht den besonderen Geist unseres Erdteils aus. Wenn wir die Capella Sistina in Rom betreten, so stellen wir uns Michelangelo vor, hager, mit zerzaustem Bart und Haar, wie er auf dem Gerüst mit dem Gesicht nach oben liegt und erschafft. Welch ein die Maße beherrschender „Stratege" der Raumeinteilung ist hier am Werk! Der Mensch als Abbild des Schöpfers steht ganz im Mittelpunkt. Die verwirrende Fülle der Gestalten und der tiefere Plan des Ganzen offenbart sich, sobald man gewahr wird, daß das Werden des Menschen in die Mitte gerückt ist. Die Propheten an den Seiten grübeln über seine Bestimmung nach, während die Sibyllen, der Klarheit der intuitiven weiblichen Erkenntnis voll, die Zukunft des Geschlechts, das Gottes Wille erschuf, schon vor sich sehen. Menschen aller Lebensalter und Temperamente umranken sie. Die Sistina ist — trotz aller Ausmaße — ganz maßvoll. Sie hat nichts Gigantisches, nichts Monomanes. Sie bejaht diese Welt mit ihrer Tragik, Schönheit und Dunkelheit.

Zwischen diesen Polen der kämpferischen und der schöpferischen Persönlichkeit schwingt das, was wir als die Besonderheit des europäischen Geistes begreifen können; schwingt das, was Europa wirklich ist.

Hierin liegt das Einmalige unserer Universalidee beschlossen. Dies sind die bleibenden und unveränderlichen Werte, mit deren Untergang die Sonne nicht mehr auf ein Menschengeschlecht, wie wir es ersehnen, scheinen würde, sondern auf eine Herde, blökend im Triumph darüber, daß sie jenen

Erdteil unter ihren Füßen zertrampelt hat, der sich ihrem Ansturm der Nivellierung widersetzte.

Europa als geistiger Begriff ist keine Fiktion. Es ist auch fest umrissen. Aber Europa als geistiger Begriff wird nicht bestehen können, wenn es nicht zum politischen Begriff wird; zur politischen Macht im gemeinschaftlichen Zusammenwirken der Völker dieses Kontinents, dessen Symbol ein Weib ist, die Schönheit selbst, das der Gott auf seinem starken Rücken trägt — verwandelt in einen Stier, das Gleichnis der Kraft.

GLEICHGEWICHT IM LUFTZEITALTER

Der alte Menschheitstraum des Ikaros beherrscht unser Zeitalter als Wirklichkeit. Die Gesetze des Raumes und überhaupt die Bedeutung des Raumes haben sich vollständig verändert. Was heißt heute noch ein Kontinent? Ist das wirklich noch dasselbe wie vor einigen Jahrzehnten? Und weiter — was heißt heute die „Welt"? Wäre nicht Krieg, so würden wir bereits jetzt ganz bequem in dreißig und weniger Stunden von Berlin nach New York reisen. Wenn der Krieg endet, wird man in noch geringerer Stundenzahl von Europa aus den Rand Ostasiens erreichen.

Als ich vor dem Krieg mit unserem ersten Gesandten bei Ibn Sa'ud nach Dschedda, der Hafenstadt Mekkas, und von da weiter nach Bagdad flog, hatten wir alle in diesem Flugzeug noch das Gefühl, zu einer kleinen Minderheit zu gehören, die sich vom Flugzeug aus ein neues Gefühl für die Konturen des Erdballs erwarb. Wenn ich jetzt in Lissabon weile, so gibt es unter der deutschen Kolonie dort keinen, der nicht seine gelegentlichen Reisen im Flugzeug zurücklegt. Die Deutschen in Portugal haben seitdem nicht mehr das Gefühl, sehr entfernt und viele Tagereisen weit von der Heimat zu leben, sondern nur die zwölf Stunden, die die Lufthansa-Maschine von der Mündung des Tejo bis nach Tempelhof benötigt. Es ist erst ein knappes Jahrzehnt, seit die ersten Bücher erschienen sind, in denen das Erlebnis des Fliegens geschildert und die Folgen der Raumverkürzung angedeutet wurden. Mittlerweile aber fliegen Zehntausende

und vielleicht bald Hunderttausende von jungen Männern des deutschen Volkes selbst. Für die Generation der heute Zwanzigjährigen wird schon bald der Flugschein dasselbe sein, was für uns noch der Führerschein für das Auto bedeutete. Dasselbe gilt für Engländer, Amerikaner, Kanadier, Australier, Sowjetrussen und Japaner. Es sind keine Zukunftsphantasien mehr, sondern wir haben nach den vorbereitenden Schritten zweier Jahrzehnte die Schwelle zum Zeitalter des Ikaros überschritten.

Erst im zweiten Weltkrieg ist das Fliegen aus dem Stadium der kühnen Versuche weniger Pioniere endgültig in das Stadium einer schon fast selbstverständlich von der jungen Mannschaft der großen Weltvölker beherrschten Kunst hineingewachsen. Freilich — als ich als fünfjähriger Junge etwa im Jahre 1912 die Vorführung des ersten Flugzeugs auf einer Wiese bei meiner fränkischen Heimatstadt sah, hatte niemand der Tausende von Zuschauern, die an diesem Sonntagnachmittag vor die Stadt geeilt waren, geglaubt, daß ihre Häuser und alten Straßen dreißig Jahre später durch diese Erfindung des menschlichen Geistes vernichtet und in Ruinen verwandelt werden würden. Vor dreißig Jahren noch bedeutete „Beherrschung der Luft" einfach, daß der Mensch nun fähig war, sich in die Lüfte zu erheben und zu fliegen. Heute ist dasselbe Wort ein militärischer Grundbegriff. Bei keiner anderen Erfindung hat sich der furchtbare Doppelsinn des technischen Fortschritts so sehr enthüllt. In der Zukunft werden nur noch diejenigen Völker bestehen können, die Fliegervölker sind. Damit verändert sich sehr vieles, was bisher über den unveränderlichen Charakter von Landmacht und Seemacht gedacht und gesagt worden ist. Der zweite Weltkrieg wird zwar voraussichtlich nicht durch Luftstreitkräfte entschieden werden, aber keine Nation, die nicht eine Fliegernation ist, hätte irgend-

eine Chance, aus ihm ungebrochen hervorzugehen. Die Vision des Generals Douhet hat sich in diesem Kriege nicht erfüllt, im Prinzip aber war sie eher richtig als falsch.

Es ist auffällig, daß — während das Zeitalter des Ikaros in das Leben eines jeden einzelnen Menschen so tief eingreift — die Vorstellungen von der politischen Zukunft der Völker und Kontinente und das Weltbild überhaupt immer noch so weiterbestehen, als lebten wir noch im Land- und Seezeitalter. Nun ist es allerdings richtig, daß in unserer Epoche verschiedene Zeitalter gleichzeitig nebeneinander bestehen. Jeder Versuch unbilliger Vereinfachung muß zu Fehlern führen, wie sie der Amerikaner Mahan mit seiner Theorie von der Überlegenheit der Seemacht und General Douhet mit seiner Lufttheorie im Bereich des Strategischen gemacht haben. Weder eine Seemacht noch eine Luftmacht kann ohne Landmacht erfolgreich sein. Der Krieg im Osten hat sogar bewiesen, daß unter bestimmten Bedingungen die Motorisierung keinen Vorteil mehr besitzt. Während man vordem oft darauf hinwies, daß zwischen der Raumbewältigung Alexanders des Großen und derjenigen Napoleons im Verhältnis zu den Armeen des 20. Jahrhunderts kaum ein wesentlicher Unterschied bestand, ist in den Winterfeldzügen des Ostens sogar der Panjewagen wieder zu seinem Recht gekommen.

Auch ein anderer Einwand liegt nahe: Man könnte bisher mit Recht sagen, daß sich die Probleme auf der Erde, vor allem also die Probleme, die die Völker untereinander besitzen, dadurch nicht wesentlich verändern, daß der Mensch nun in der Lage sei, denselben Raum innerhalb von Stunden zu bewältigen, für den er im Zeitalter der Eisenbahn Tage und vordem gar Wochen und Monate benötigt hat. Ich habe früher selbst gelegentlich darauf hingewiesen, es sei ein Trugschluß, zu glauben, die Völker kämen sich dadurch

allein schon näher, daß sie sich nun räumlich soviel näher gerückt sind. Gerade der dämonische Januskopf der Technik aber, der sich im zweiten Weltkrieg so furchtbar enthüllt hat, läßt diese Einwände, so richtig sie sein mögen, doch im Verhältnis zum großen Zug der Entwicklung nur unbedeutend erscheinen. Natürlich werden wesentliche Gesetzmäßigkeiten des Land- und Seezeitalters auch in Zukunft bestehen bleiben. Natürlich wird durch die veränderten Bedingungen der Raumbewältigungen kein Völker- und Erdproblem etwa gelöst. Bedenkt man aber, daß wir die Schwelle des Luftzeitalters gerade erst überschritten haben und daß es sich aller Voraussicht nach in einer jetzt noch kaum zu ahnenden Weise entfalten wird, so ist es sicher, daß in seinem Fortschreiten die bisherigen Vorstellungen vom politischen Zusammenleben der Völker allmählich von Grund auf verwandelt werden. Wenn man in zwölf Stunden von Berlin nach Lissabon fliegt, aber drei Wochen benötigt, um die verschiedenen Stempel und Visa in den Paß zu erhalten, um diesen Flug ausführen zu können, so ist dies offensichtlich ein derart lächerlicher Widerspruch, daß er nur eine kurze Zeitspanne aufrechterhalten werden kann. Und selbst wenn dies der Fall wäre: Entscheidend ist, daß die Kriege im Luftzeitalter einen völlig neuen Charakter angenommen haben. Die Raumrevolution durch die Beherrschung der Luft schafft damit auch eine neue Grundsituation für die bisherige Staatenwelt. Die Gesetze des politischen Denkens im Zeitalter des Ikaros entstehen in diesem Jahrzehnt.

Andererseits wird aber auch die Raumbewältigung durch das Flugzeug keineswegs einen Einheits-Weltstaat hervorrufen. Ein solcher Schluß wäre ein sehr primitiver Kurzschluß. Wer ihm verfällt, übersieht, daß es ja nicht nur eine Luftmacht in der Welt gibt, sondern vielmehr alle Mächte,

die Großmächte geblieben sind, zugleich große Luftmächte wurden. Sicher hingegen ist, daß im Luftzeitalter viele kleinräumige Einheiten, die noch nach dem Ende des ersten Weltkrieges Existenzberechtigung zu haben schienen, sich nicht mehr in der bisherigen Form werden erhalten können. Die kleineren Völker können aus eigener Kraft kaum jemals Fliegervölker werden, weil ihnen dazu die Voraussetzungen fehlen werden, die sich nur aus großer Volkszahl und ganz bestimmten technischen Vorbedingungen ergeben. Umgekehrt werden kleinere Völker im Verein mit großen Luftmächten Bedeutendes leisten können, wie z. B. die hervorragenden kroatischen Luftverbände, die mit der deutschen Wehrmacht im Osten kämpfen, gezeigt haben. Das Luftzeitalter erzwingt also geradezu die Bildung von Völkerbünden und größeren kontinentalen Einheiten, in denen sich der bisherige Begriff der Souveränität zwangsläufig verändert, ohne daß dabei die Würde der Volkspersönlichkeit der kleineren Völker in Frage gestellt zu werden braucht. Auch die gegen Europa gerichteten Mächte folgen nur den durch die Gesetze des Luftzeitalters erzwungenen neuen Voraussetzungen, wenn sie praktisch gar nicht mehr den Versuch machen, einen internationalen Parlamentarismus nach dem Muster von Genf in ihren eigenen Reihen wieder aufleben zu lassen, obwohl sie ihn ideologisch noch immer umständlich begründen.

Das Luftzeitalter hat bereits das subjektive Erdbild wesentlich verändert. Wenn man sich vor dem Krieg einen Flugplan der Lufthansa ansah, so mußte man bemerken, wie sich hier in den Linien und Kreisen ein wesentlich anderes Kartenbild als das übliche darstellte. Die Flugkarte und die Erdkarte sind eben nicht dasselbe. Wir können nicht

übersehen, daß seit kurzem die amerikanische Erddarstellung überhaupt nur vom Kartenbild des Luftzeitalters beherrscht wird, wobei den kürzesten Routen, die über die bisher verkehrsmäßig unerschlossenen Polargebiete führen, eine besondere Bedeutung zufällt. Lindberghs letzte Pionierflüge vor dem Kriege dienten vor allem der Erforschung dieser den amerikanischen und asiatischen Kontinent enger verbindenden Flugwege. Kaum eine einzige Nummer der großen populären amerikanischen Zeitschriften erscheint heute, in der nicht in dieser oder jener Form — und sei es in Anzeigen der Flugzeugfabriken — der neue Blickpunkt des Luftzeitalters eingehämmert wird. Ich schlage, während ich dies schreibe, ein beliebiges Heft der „Saturday Evening Post" aus dem Jahre 1943 auf und finde sofort eine Reklame einer Flugzeugfirma, die überschrieben ist „Versuche einen Ort zu finden, der mehr als sechzig Stunden von deinem lokalen Flugplatz entfernt ist". Darunter sieht man eine Erdkarte mit dem Nordpol als Mittelpunkt, in der die (theoretischen) Flugentfernungen 1943 von Kansas City angegeben sind[1].

Die amerikanische Erddarstellung hat somit im zweiten Weltkrieg eine bezeichnende Umformung erfahren. Der Blick, der bisher etwa vom Tal des Mississippi aus die Welt zu umfassen versuchte, sah die beiden amerikanischen Erdteile wie eine gewaltige Inselmasse zwischen dem Pazifischen und Atlantischen Ozean dem großen afrikanisch-europäisch-asiatischen Länderkomplex entgegengesetzt. Während auf den europäischen Erdkarten die amerikanischen Küsten jeweils am westlichen Rand erscheinen, setzte die

[1] In Stunden: Berlin 24, London 22, Kairo 32, Moskau 26, Bombay 42, Tschungking 37, Tokio 32, Sydney 44. Ferner wird der Rekord eines Bombenflugzeuges von Neufundland bis England mit 372 Minuten angegeben.

bisherige amerikanische Erddarstellung den inselhaften Doppelkontinent in die Mitte des Erdbildes, so daß Europa am Ostrand und Ostasien am Westrand von diesem amerikanischen Blickpunkt aus lag. Dieses amerikanische Weltbild entsprach der politischen These der Isolierung der „Westlichen Hemisphäre", wie sie in der ursprünglichen Schutzthese der Monroe-Doktrin ihren Ausdruck fand. Diese „Westliche Hemisphäre" ist dann zuerst im Pazifik und in den letzten Jahren auch im Atlantik ins Grenzenlose erweitert worden, bis sich der Hemisphärenbegriff selbst aufhob. Dem entspricht nun das „raumlose Erdbild", wie wir es auf den neuesten amerikanischen Kartendarstellungen skizziert finden. Sie sind der Niederschlag des diffusen, sich über die ganze Welt verbreitenden amerikanischen Imperialismus im Luftzeitalter.

Der unterirdische Krieg im Kriege, den die Vereinigten Staaten in diesen Jahren gegen das Britische Empire geführt haben, richtete sich denn auch ganz konsequent vor allem auf die Erlangung von Flugstützpunkten, die ein weltüberspannendes Flugnetz für die Zukunft möglich machen sollen. Das zukünftige Völkerrecht des Luftraumes steht im Brennpunkt der britisch-amerikanischen Kontroverse. Die Frage der „Freiheit der Luft" überschattet bereits jetzt das ältere Problem der Freiheit der Meere. Man braucht nur diese neuen Problemstellungen anzudeuten, um zu sehen, daß unsere Bemerkung über den sich zwangsläufig im Luftzeitalter verändernden Begriff der Souveränität jener Völker, die nicht im vollen Umfang Fliegervölker sein können, nur die Schlußfolgerung aus einer sich bereits entrollenden Entwicklung zieht. Das Wesen des amerikanischen Imperialismus ist heute bereits von den neuen Bedingungen des Luftzeitalters nicht mehr zu trennen. Umgekehrt werden in Europa und Ostasien die großen Fliegervölker zu Schutz-

mächten derjenigen Länder, deren natürliche Voraussetzungen weniger stark sind.

Selbst in jüngster Zeit ist auch in Deutschland noch erklärt worden, es sei offensichtlich, daß der Stil der Außenpolitik und ihre allgemeinen Ideen „durchaus unabhängig vom Stand der Verkehrstechnik seien"[1]. Eine solche Auffassung verkennt offensichtlich, daß sich für die Außenpolitik ebenso — und gerade für sie — im Luftzeitalter viele der im Land- und Seezeitalter bestehenden Bedingungen in unerhörtem Ausmaße verwandeln, wie wir dies oben ausgeführt haben. Der Einwand gründet sich darauf, daß, wenn die „Verkehrstechnik" in der Tat in bestimmender Weise auf die Außenpolitik, oder genauer gesagt, auf die Beziehung der Völker untereinander einwirke, die weitere Konsequenz die sei, daß der Raum überhaupt aufgehoben werde und als Grundelement von völkischen Ordnungen damit wegfalle. Da es nun aber der deutschen Politik ebenso wie dem deutschen Denken gerade darauf ankommen müsse, an die Stelle einer universalistischen Raumlosigkeit eine neue Raumerfülltheit zu setzen, sei es die schwierige Aufgabe der „raumerfüllten Außenpolitik, entgegen der durch den modernen Verkehr hervorgerufenen Entwurzelung und Enträumlichung wieder Boden zu gewinnen und dem Raum trotzdem zur Geltung zu verhelfen — trotz der durch den Verkehr bewirkten Raumverflüchtigung ein neues Boden- und Raumgefühl hervorzurufen".

Dies klingt so, als hätten wir uns mit unseren außenpolitischen und raumpolitischen Ideen dem großen Zug un-

[1] Herbert Krüger in einem geistvollen Aufsatz „Der Raum als Gestalter der Innen- und Außenpolitik" in der Zeitschrift: Reich, Volksordnung, Lebensraum, I. Bd. 1941. Das Wort „Verkehrstechnik" schränkt das gewaltige Problem des Übergangs in das Luftzeitalter natürlich unbillig ein.

seres Zeitalters, der von der Bewältigung des Luftraumes nicht mehr zu trennen ist, entgegenzustellen. Würde es sich wirklich so verhalten, so wäre dies ein aussichtsloses Unterfangen, und wir kämen mit unserem Denken und Handeln in eine reaktionäre, d. h. den Voraussetzungen unseres Zeitalters nicht entsprechende Lage. Glücklicherweise ist das nicht der Fall. Wir haben oben dargelegt, daß Europa nicht in erster Linie ein räumlicher, sondern ein geistiger Begriff sei. Zweifellos steht diesem geistigen Begriff des europäischen Wesens die universalistische Raumlosigkeit z. B. des amerikanischen Imperialismus entgegen. Zweifellos glaubt der Amerikaner, der durch das neue Kartenbild des Luftzeitalters erzogen wird, der Raum sei überhaupt aufgehoben. Das Umsichgreifen seiner weltüberspannenden imperialistischen Politik scheint völlig dieser Raumlosigkeit zu entsprechen. Wenn wir uns dagegen wenden und auf den Kurzschluß hinweisen, die politische Folge der Aufhebung der bisherigen Raumgesetze sei etwa die Bildung eines Weltstaates, so heißt dies sicherlich nicht, daß wir Tendenzen zu vertreten hätten, die dem unwiderstehlichen Zug der technischen Entwicklung entgegengesetzt wären.

Im Gegenteil: Worauf es ankommt, ist gerade die Bildung von Raumeinheiten, die dem Zeitalter des Ikaros gemäß sind, also großräumigen Charakter besitzen, die aber andererseits auf einer ihnen zugrunde liegenden geistigen Einheit aufzubauen vermögen. Das ist die eigentliche Aufgabe. Nicht der souveräne Kleinstaat der Vergangenheit (dessen „Souveränität" in Wirklichkeit ebenso nur noch eine Fiktion war wie etwa die „Gleichheit" in den sogenannten Demokratien) und nicht die Utopie eines raumlosen Weltstaates — raumlos, weil er überhaupt keine Grenzen, keinen Anfang und kein Ende hätte — entspricht den Bedingungen des Luftzeitalters, sondern der *völkisch gegliederte Groß-*

raum. Zwischen den beiden Extremen von Kleinstaat und Weltstaat bildet er das neue und richtige Maß. Da wir nicht von einer abstrakten Theorie der Entstehung von Großräumen zu handeln haben, sondern von den konkreten Großräumen, z. B. in Europa und Ostasien, wird sich dagegen kaum ein Einwand erheben lassen. Diese Räume sind groß genug, um in sich eine den modernen Wirtschaftsbedingungen gemäße Ergänzung zu finden und großräumige Planungen des kühnsten Ausmaßes zu ermöglichen. Sie sind auch groß genug, um sich gegen Bedrohungen von außen zu verteidigen. Sie grenzen sich andererseits, da sie sich auf einer geistigen und geschichtlichen Einheit aufbauen, von jeder universalistisch-raumlosen Weltherrschaftstendenz klar ab. Die Erfüllung dieser dem Luftzeitalter gemäßen Räume ist es also, um die es sich in unserer Epoche handelt.

Wir müssen das Thema des vorigen Abschnitts noch einmal aufnehmen und die Frage stellen: Was ist Europa im Zeitalter des Ikaros? Wir versuchten, klarzumachen, daß dieser Erdteil der Vernichtung preisgegeben sein würde, wenn er sich nicht als geistig verbundenes Gemeinschaftswesen empfände, sondern in den Abgrund der europäischen Bürgerkriege zurückgleiten würde. Kein einzelnes europäisches Land vermöchte unter den Bedingungen der jetzt anhebenden Weltepoche in Freiheit zu bestehen, wenn es auf sich allein gestellt wäre. Der Begriff der Souveränität, die Bedeutung der Grenzen, ja sogar der Begriff des Wesens des Staates verändert sich in jedem Fall im Zeitalter des Ikaros. Die Frage, die an die europäischen Völker gestellt ist, ist nur, ob sie diese Veränderung selbst zugunsten einer neuen Gemeinschaftsform vornehmen, oder ob sie einer der großen außereuropäischen Gewalten anheimfallen wollen. Eine dritte Möglichkeit besteht nicht mehr, wie sehr sie auch vorläufig noch von Menschen vertreten werden mag, die die elemen-

taren Grundtatbestände dieses Zeitalters politisch zu leugnen versuchen, obwohl sie auch bereits längst unser ganzes Leben auf das tiefste verwandelt haben und noch viel weiter verwandeln werden. Wir sagten bereits, es sei ein Kurzschluß, etwa zu glauben, daß die Weltentwicklung nun auf einen gigantischen Weltstaat hindränge. Andererseits verbinden sich kleinere Einheiten zu größeren, weil sie nur so den Bedingungen unseres Zeitalters gewachsen sein werden. Wir können diese größeren Einheiten mit dem freilich etwas unscharfen Begriff von Großräumen immer noch am besten erfassen. Ein Friedenszustand kann infolgedessen erst eintreten, wenn zwischen diesen kontinentalen Einheiten, die sich jetzt als Großräume herausbilden, der Zustand eines weltüberspannenden Gleichgewichts eingetreten ist.

Hier ist nun der Ort, wo wir uns mit der bisherigen Idee eines europäischen Gleichgewichts, wie sie von England vertreten worden ist, auseinanderzusetzen haben, da bisher das Wort Gleichgewicht einer der Grundbegriffe der „vorkopernikanischen" Epoche der europäischen Politik gewesen ist. Hieraus wird sich dann der neue Sinn, der sich mit dem Wort Gleichgewicht im kontinentalen Sinn im Luftzeitalter verbinden muß, ergeben können.

In England spricht man auch heute noch von der Rückkehr zur altüberlieferten Gleichgewichtspolitik in Europa als einem wesentlichen Kriegsziel. Das ist ein Anachronismus. Daß die Engländer so starr an ihm festhalten, ist nur ein Beweis dafür, wie wenig sie in der Lage sind, den großen Zug der Weltentwicklung von innen heraus zu verstehen. Das Grundprinzip der britischen Außenpolitik beruht auf dem Willen zur bewußten permanenten Spaltung Europas in einander bekämpfende Lager. Diese britische Politik

gegenüber den europäischen Völkern ist nicht auf die gemeinsame Sorge für den Frieden des Erdteils gerichtet, sie betrachtet vielmehr das gegenseitige Mißtrauen der Kontinentalvölker geradezu als Voraussetzung ihres Erfolges. Sie beruht daher darauf, daß dieses Mißtrauen und tiefgreifende europäische Feindschaften beständig neu geschürt werden. Ideologische Grundsätze werden dabei nur als Vorwände benutzt. Dies ist keine Unterstellung, die wir in die politischen Grundsätze des Feindes zweier Weltkriege hineindeuten. Es gibt vielmehr in England kaum einen Politiker oder politischen Schriftsteller von Rang, der nicht noch in jüngster Zeit die Politik des europäischen Gleichgewichts als britischen Idealgrundsatz vertreten hätte. So schreibt z. B. Voigt, der Herausgeber einer der bekanntesten englischen Zeitschriften, im Herbst 1943[1]:

„England hat keinen dauernden Feind in Europa, da keine der vitalen britischen Interessen mit den vitalen Interessen einer anderen europäischen Macht im Widerspruch stehen. Englands einziger Feind ist diejenige Macht oder diejenige Koalition, die es versucht, den europäischen Kontinent zu beherrschen. Gegen diesen Feind muß England stets bereit und stark sein und stets Verbündete besitzen. So wie dieser Feind wechselt, wechseln auch die britischen Alliierten. Der Feind von gestern mag der Verbündete von morgen sein und der Verbündete von gestern der Feind von morgen ... Dieser einfache Mechanismus ist die *Balance of Power*. Weder die Liga der Nationen noch irgendein System der kollektiven Sicherheit noch Abrüstung kann diese Realität verändern. Sobald die *Balance of Power* in Frage gestellt ist, muß jedes Kollektivsystem zusammenbrechen. Das war 1939 der Fall. England kämpfte, um die *Balance of Power* aufrechtzuerhalten; aus diesem Grund und aus keinem anderen ... Die all-

[1] The Nineteenth Century, September 1943.

gemeine Annahme, daß Deutschland den Krieg begann, um die Welt zu beherrschen, ist unserer Meinung nach falsch. Deutschland wünschte, eine Weltmacht zu sein, aber Weltmacht und Weltherrschaft ist nicht dasselbe. Hitler wäre froh gewesen, sich in der Macht mit England zu teilen. Aber dies hätte bedeutet, daß England ihm Europa hätte überlassen müssen. Deshalb ging England 1939 in den Krieg. Auch in der Zukunft muß die *Balance of Power* stets aufrechterhalten werden."

„Der politische Anstrich derjenigen, die das Gleichgewicht bedrohen, ist völlig gleichgültig. Auch wenn Deutschland das Modell einer Demokratie und umgekehrt England von einem politischen System beherrscht gewesen wäre, das etwa dem Hitlers geglichen hätte, würde England trotzdem unter dem Zwang gestanden haben, das Gleichgewicht aufrechtzuerhalten ... Auch wenn Deutschland sein politisches System ändern würde, wäre dies kein Grund, um die britische Politik zu modifizieren. Der Frieden muß durch die bleibende Realität der europäischen Situation bestimmt werden und nicht durch Phänomene wie Faschismus, Nationalsozialismus, Sozialismus und Kommunismus. Ein despotisch regiertes Deutschland, das nicht zu stark ist, ist besser als ein liberales Deutschland, das zu stark ist."

Diese Grundsätze der britischen Außenpolitik, wie wir sie hier fast klassisch formuliert finden, beruhen auf der Verneinung der Möglichkeit einer europäischen Einheit. Sie sind daher im Luftzeitalter geradezu vorsintflutlich. Würden sie sich durchsetzen, so wäre dies der Selbstmord Europas. Es würde bedeuten, daß zwangsläufig ein europäischer Krieg dem anderen folgte, wobei, wie Voigt ganz offen sagt, die Fronten Englands dauernd wechseln würden. Harold Nicolson hat in seiner Studie über Curzon genau das gleiche mit folgenden Worten gesagt: „Ich glaube, daß die Traditionen

britischer Außenpolitik uns viel zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen sind, als daß sie durch irgendeinen Wechsel in der Weltgeltung abhanden kommen könnten. Ich glaube also, daß unsere Demokratie ihren Instinkt für ein kontinentales Gleichgewicht der Mächte behalten und daß sie z. B. instinktiv ‚profranzösisch' werden wird, wenn Deutschland bedrohlich scheint und instinktiv ‚prodeutsch', wenn die französische Überlegenheit auf dem Kontinent allzu stark scheint."

Wie man sieht, beruhen die Grundsätze der britischen *Balance of Power* in Europa auf der Überzeugung, daß sich die moderne Welt in nichts von der dreihundertjährigen Epoche wesentlich unterscheidet, in der seit der Königin Elisabeth die britische Gleichgewichtspolitik und die aus ihr entstandenen europäischen Bürgerkriege das gesamte System der europäischen Großmächte beherrscht haben.

Die berühmten Aussprachen, in denen Adolf Hitler mit Chamberlain in Berchtesgaden und Godesberg geradezu gerungen hat, drehten sich eigentlich allein um diesen Punkt. Der alte Mann aus Birmingham war nicht fähig zu verstehen, daß wir in einem wesentlich anderen Zeitalter leben als demjenigen, in dem die *Balance of Power* in Europa die Quintessenz der europäischen Politik irgendeiner Macht sein konnte. Darum faßte Chamberlain auch „München" als Niederlage auf und beeilte sich sofort, zu den klassischen Grundsätzen der britischen Politik zurückzukehren, auf Grund deren, wie Voigt nunmehr unumwunden zugibt, ein Jahr später die britische Kriegserklärung erfolgt ist. Es war dieser englischen Generation nicht begreiflich zu machen, daß im Luftzeitalter ein unmittelbar in den Leib einer Großmacht hineinstoßendes Flugzeugmutterschiff, wie es die Tschecho-Slowakei nach ihrem Bündnis mit der Sowjetunion in kurzer Zeit hätte werden können, schlechthin eine Un-

möglichkeit war. Wenn sich Irland mit Deutschland verbündet und für England die Gefahr bestanden hätte, daß Irland zum deutschen Flugzeugmutterschiff geworden wäre und die Engländer dann mit Aufbietung aller Macht darauf bestanden hätten, daß dieser Zustand geändert würde, hätten sie den Sinn einer solchen Bedrohung sicherlich realistisch verstanden. Umgekehrt aber brachten sie die Voraussicht für neue Methoden in der Politik, die den Bedingungen des Luftzeitalters entsprechen, nicht auf, sondern entfachten diesen Weltbrand.

Es sei wenigstens kurz angedeutet, worauf sich diese vorsintflutlichen Anschauungen, die die Engländer noch heute von der Rolle Europas und der europäischen Politik besitzen, gründen. Die Politik der *Balance of Power* ist zunächst eine sehr lange Strecke nur instinktiv und unbewußt ausgeübt worden. Die britische Oberschicht, die jene Gleichgewichtspolitik in Europa vertrat und durchführte, stellte keine theoretischen Erwägungen über ihr Handeln an, sie war vielmehr völlig davon überzeugt, das Richtige zu tun. Erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts setzt dann mit Macaulay, Dilke, Seeley und anderen eine theoretische Durchleuchtung der britischen Außenpolitik ein, als es allmählich klar wurde, daß die Politik der *Splendid Isolation* der viktorianischen Ära einer neuen Bündnispolitik weichen müsse. Das englische Volk ist indes nur dort wirklich groß gewesen, wo es entsprechend seinen natürlichen Grundanlagen aus sicherem Instinkt zu handeln vermochte. Der Prozeß des Vordringens des Bewußtseins, wie wir ihn eingangs als universale Erscheinung der Völkerkrise geschildert haben, bringt etwa von der Jahrhundertwende ab das System der britischen Außenpolitik mehr und mehr in einen Erstarrungs-

zustand. Anstatt die neuentstehenden Weltfaktoren unbefangen zu beurteilen, werden die Engländer nunmehr die Sklaven ihrer bewußt gewordenen außenpolitischen Theorie, die sie aus dem Handeln früherer Jahrhunderte ableiten. Nicolsons oben angeführten Ausspruch, die Traditionen der britischen Außenpolitik seien den Engländern viel zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, als daß sie durch einen Wechsel in der Weltgeltung abhanden kommen könnten, heißt nichts anderes, als daß die Engländer glauben, sie würden nun immer richtig handeln, wenn sie nur dieses so einfache System der *Balance of Power* konsequent anwendeten. Ganz im Gegensatz zu dem, was Nicolson meint, verkümmert dabei in Wirklichkeit der Instinkt und es bleibt nur eine bewußt aufrechterhaltene Tradition des Denkens. Es bildet sich eine feste Kruste von überlieferten Anschauungen, die keiner mehr zu durchstoßen wagt. Eine Erscheinung, die sich nicht nur auf außenpolitischem Gebiet in England zeigt, sondern die auch die tiefe Krise der englischen Gesellschaftsverfassung weitgehend erklärt. Erst nachdem die *Balance of Power* zum bewußten Grundsatz der britischen Außenpolitik gemacht wird, tritt der Cant, die Heuchelei, immer unerträglicher hervor, wofür wir zahlreiche selbstkritische englische Stimmen anführen könnten. Von nun ab ist auch das Verhältnis zu jedem Freund, den England besitzt, von tiefem Zynismus durchtränkt.

Diese neue, sich auf theoretische Erwägungen stützende Phase der britischen Außenpolitik beginnt etwa um 1895, als Salisbury die Bündnisverhandlungen mit Deutschland um der Theorie der *Balance of Power* willen scheitern läßt. Der Abschluß des Bündnisses mit Frankreich im Jahre 1904 folgt derselben Linie. Das Bewußtsein dringt immer weiter vor, der Instinkt, der zu ganz anderen Lösungen und zu einem Ausgleich mit Deutschland befähigt hätte, wird immer

schwächer. Die berüchtigte Denkschrift des Unterstaatssekretärs im Foreign Office, Sir Eyre Crowe, vom Januar 1907, die als eine der Hauptwurzeln für den ersten Weltkrieg anzusehen ist, legt dann das Prinzip der Gleichgewichtspolitik bereits dahin aus: *Germaniam esse delendam!* Diese Schule beherrscht in den folgenden Jahrzehnten das Foreign Office und den maßgebenden Teil der politischen Publizistik. Sir Robert Vansittart, der unheilvolle Geist der britischen Außenpolitik in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, ist unmittelbarer Schüler von Crowe. In ihm verkörpert sich in unserer Zeit das Prinzip der Gleichgewichtspolitik bis zu der vom blinden Haß diktierten Manie der völligen Vernichtung des stärksten Volkes des Kontinents.

Während also die Gleichgewichtspolitik in Europa nun von England als bewußter Grundsatz konsequent durchgeführt wird, müssen die Engländer zu ihrer Verblüffung gewahren, daß ein allmähliches Absinken der britischen Weltmacht sich langsam von Stufe zu Stufe vollzieht. Sie sind aber zu dem naheliegenden und einzig möglichen Schluß nicht fähig, daß sich dieser Prozeß nicht *trotz* der Gleichgewichtspolitik, sondern *wegen* der Gleichgewichtspolitik unausweichlich verstärkt. Indem England die Spaltung Europas zum obersten Grundsatz seiner Außenpolitik erhebt, schneidet es sich damit selbst langsam, aber sicher von seinen europäischen Wurzeln ab und wird, da es sich die stärkste Macht auf dem Kontinent zum Feind macht, in seinen Außenbesitzungen von den neu heraufkommenden Großmächten bedroht; in Ostasien durch Japan seiner Machtsphäre beraubt und gleichzeitig durch die Vereinigten Staaten überall in der Welt unterhöhlt. Die wertvollen Eier in gar zu vielen Nestern lassen sich nicht zugleich mit der alten Frontstellung gegen die Vormacht des Kontinents schützen. Nur Instinkt und eine sich auf dem Unbewußten gründende Staatsweisheit

hätte eine solche Entwicklung vermeiden können. Das Festhalten an der erstarrten Theorie befördert sie auf das unheilvollste.

Kehren wir nun zu unserem eigentlichen Thema zurück, so wird geklärt sein, daß im Luftzeitalter keine Politik des Gleichgewichts *in* Europa möglich ist, daß es sich vielmehr darum handelt, daß sich zwischen den neuen großen Welteinheiten ein Gleichgewicht im Sinne eines die Kontinente umfassenden Denkens herausbildet. Nur großräumige Einheiten können im Luftzeitalter bestehen. Würden Deutschland und Japan im zweiten Weltkrieg unterliegen, so stünden sich, da England für sich allein nicht bestehen kann, die beiden auf die Weltherrschaft gerichteten Universalismen des Amerikanismus und Sowjetismus als ungeheure Giganto-Moloche gegenüber. Sowohl die europäische wie die asiatische Sphäre würden dann unvermeidlich zu den umstrittenen Zonen dieser beiden gewaltigen Machtbereiche werden. Beide Universalismen würden zwangsläufig versuchen, sowohl Ostasien wie Europa zu ihren Absprungplätzen, zu „Luftprovinzen" zu machen. Ein Gleichgewicht im Weltmaßstab wäre nicht möglich. Auf europäischem und ostasiatischem Boden würde vielmehr der dritte Weltkrieg — der zweite des Luftzeitalters — ausgetragen werden. Eine Periode des Chaos und der allgemeinen Kulturvernichtung in den beiden größten Kulturzentren dieser Erde würde einsetzen, gegenüber der selbst der zweite Weltkrieg noch harmlos erscheinen würde. Ist das nur zeitbedingte Prophetie? Ich glaube, die Anzeichen dafür sind, wohin wir unseren Blick auch wenden, überdeutlich zu sehen.

Das neue Gleichgewicht im Weltmaßstab hängt also davon ab, daß Deutschland und Japan mit den um sie gescharten

Völkern den ungeheuren Ansturm der Universalismen sowjetischer und amerikanischer Prägung aufhalten. Nur wenn die deutsch-europäische und japanisch-ostasiatische Sphäre zwischen den beiden Giganto-Molochen fest gegründet bleiben, ist überhaupt die Herbeiführung einer langen Friedensepoche denkbar. Nur dann kann eine wirkliche Balance der Kräfte eintreten. Insofern verbindet sich mit unseren Ideen das Heil der Menschheit: nicht im missionarischen Sinn, der uns völlig fern liegt, sondern im existentiellen Sinn; denn, wahrhaftig, es ist nicht gleichgültig, ob dieses Ringen um den neuen Weltzustand den Untergang der bisherigen Hochkulturen bedeuten wird, wie es auch nicht gleichgültig ist, ob dieses Ringen Jahre oder Jahrzehnte dauern wird, oder ob es gar eine unendliche Epoche ausmacht. Würden wir fallen, so wäre das letztere unvermeidlich, wie man in New York und Moskau auch ohne besondere Illusionen sieht. Das sind Perspektiven von einer fast erdrückenden Wucht. Wir können und müssen uns zu ihnen bekennen. Das Zeitalter des Ikaros läßt uns keine Wahl.

DER ENTFESSELTE NIHILISMUS

In den zwei Jahrzehnten zwischen dem ersten und dem zweiten Weltkrieg hatte sich ein scheinbar exaktes Bild von der möglichen Entwicklung eines Zukunftskrieges geformt. Die Arbeit der Generalstäbe und der Rüstungsstäbe der Militärmächte knüpfte nach einigen Jahren der Erschlaffung dort wieder an, wo man am Ende des ersten Weltkrieges aufgehört hatte: bei der Entwicklung der Luftwaffe, der Panzerwaffe und des Unterseebootes.

Die meisten Generalstäbe schwankten indes in ihrer Vorarbeit zwischen verschiedenen Konzeptionen, die sich gegenseitig ausschlossen. Sie besaßen keine genaue Vorstellung von dem, was im Zukunftskriege „Verteidigung", was „Angriff" bedeuten würde. Die Entwicklung neuer Waffen blieb fast überall im Versuchsstadium stecken. Generalstäbe ohne politische Führung schweben auch bei der Entwicklung ihrer taktischen Gedanken im luftleeren Raum. Die großen Entscheidungen der Strategie sind in erster Linie politische Entscheidungen. Da taktische Vorbereitungen auf einen Zukunftskrieg nur sehr bedingt möglich sind, wenn kein festes strategisches Grundbild vorhanden ist, verharrten die meisten Anläufe der westlichen Generalstäbe für umwälzende taktische Neuerungen in theoretischen Erörterungen. Britische Militärschriftsteller, wie Liddell Hart, versuchten in den letzten Jahren vor dem Kriegsausbruch dem britischen Kriegsministerium vergeblich einzuschärfen, daß der moderne Krieg unter Umständen schon vor seinem Ausbruch

durch die taktischen Vorbereitungen entschieden werden könne. Sie drangen nicht durch. In England und Frankreich beherrschte der Maginotkomplex die Politiker wie die Militärs in solchem Umfang, daß selbst ein so klarer Geist wie Liddell Hart sich von ihm nicht zu lösen vermochte, wie sein 1939 erschienenes Buch *„Defence of Britain"* bewies, das voll von falschen Prognosen war.

Der deutsche Generalstab konnte sich erst seit 1933/34 in vollem Umfang mit den Aufgaben befassen, die die Probleme eines etwaigen Zukunftskrieges aufwarfen. Seine methodisch scharf durchdachte Vorarbeit in den vorausgehenden Jahren kam ihm aber nun zugute. Schon in der Ära Seeckt hatte die deutsche Militärwissenschaft den Standpunkt vertreten, bei einem abermaligen Kriege werde diejenige Großmacht die Überlegenheit besitzen, die jene im ersten Weltkrieg nur rudimentär entwickelten Waffen so durchgearbeitet und verfeinert haben würde, daß sie zur Massenproduktion reif sein würden. Als Adolf Hitler nach dem Tode Hindenburgs den Oberbefehl über die deutsche Wehrmacht übernahm, bekam der deutsche Generalstab alsbald den entschiedenen Vorsprung gegenüber den Generalstäben der Westmächte. In Deutschland war nun eine oberste Spitze der militärischen Führung vorhanden, die ein ausgreifendes und präzises Bild von der Entwicklung eines etwaigen Zukunftskrieges besaß. Dies hatte vor allem in der taktischen Auffassung und Vorbereitung, die jedem Generalstab obliegt, geradezu umwälzende Auswirkungen.

Die Gegner Deutschlands behaupteten später, gerade diese Arbeit des deutschen Generalstabs habe bewiesen, daß Deutschland den Krieg unter allen Umständen habe herbeiführen wollen. Das ist natürlich eine kindliche Beweisführung, die auf die Unkenntnis der breiten Massen von der Arbeit aller Generalstäbe spekuliert. Der deutsche General-

stab tat unter der Leitung Adolf Hitlers technisch nichts anderes als die Generalstäbe der Westmächte und der Sowjetunion auch. Nur entwickelte sich alles, was in Deutschland geschah, aus einem einheitlichen Bild und daher mit sehr viel größerer Konsequenz als im Westen. Aus diesem geistigen Vorsprung ergaben sich nacheinander die gewonnenen Feldzüge der ersten Kriegsjahre bis zu den großen Kesselschlachten im Osten. Sie beruhten auch bei den günstigsten Konstellationen niemals auf materieller Überlegenheit. Der Vorsprung ergab sich aus einer taktischen Revolution, die in dem folgerichtigen Einsatz der in den letzten Jahren des Weltkrieges auf beiden Seiten nur zögernd eingesetzten neuen Waffen ihren Ursprung hatte. In diesen Feldzügen wurde der erste Weltkrieg von Deutschland nachträglich gewonnen und sein innerlich falsches Ergebnis richtiggestellt. Das konnte aber den zweiten Weltkrieg noch nicht entscheiden.

Mit derselben Konsequenz hatte der japanische Generalstab seit zwei Jahrzehnten gearbeitet. Weder Pearl Harbour noch Singapur waren Improvisationen. Sie beruhten auf jahrelangen taktischen Untersuchungen und Probeeinsätzen. Admiral Matsunaga, der Inspekteur der japanischen Marineluftwaffe, schilderte später, daß die Ausbildung der Marineluftwaffe mehr als 15 000 junge Offiziere und Mannschaften als Opfer gefordert habe. Nicht weniger als achttausendmal mußten Start- und Landungsmanöver ausgeführt werden, um so Flieger heranzubilden, die bei jedem Wetter, beim Wüten des Taifuns und in schwüler Tropenhitze ihre Torpedowaffe gebrauchen konnten. Matsunaga erzählt die folgende typische Episode:

„Bei Hawaii waren die Seelen der Verunglückten im Kampf gegenwärtig und haben den japanischen Waffen den Sieg gebracht. Im Jahre 1930 führte die japanische Hauptflotte

kriegsmäßige Manöver bei der Insel Saishu aus. Damals war der spätere Flottenchef Admiral Yamamoto Kapitän des Flugzeugträgers ‚Akagi'. Ich unterstand ihm als Adjutant und erinnere mich deutlich der sorgenvollen Stunden, da wir bei schwerstem Sturmwetter — die Instrumente zeigten Windstärke elf an — auf die Rückkehr von dreißig Torpedofliegern warteten. Es wurde dunkel, kein Flugzeug kehrte zurück. Dann und wann kam eine Funkmeldung: ‚Haben nur noch für fünfzehn Minuten Treibstoff!' oder ‚Können nur noch fünf Minuten fliegen!' Unser Flugzeugträger entwickelte Rauchschleier, sandte Raketen aus, strahlte Scheinwerfer in alle Richtungen und eilte mit äußerster Maschinenkraft den angegebenen Positionen der Flugzeuge entgegen. Aber alles war erfolglos. Die Flugzeuge waren zerschellt und versunken, nur eine Anzahl von Leichen konnten wir noch bergen. Der damalige Kapitän Yamamoto kniete bei jedem seiner im Dienste des Vaterlandes umgekommenen Piloten nieder und betrauerte ihn wie die Mutter ihren liebsten Sohn."

Zwischen dem ersten und zweiten Weltkrieg entstanden auf der militärischen und politischen wie auf der philosophischen Ebene die Begriffe der „totalen Mobilmachung" und des „totalen Krieges". So verschieden geartete Geister wie Erich Ludendorff und Ernst Jünger versuchten vom deutschen Standort aus die Lehren aus der Niederlage im ersten Weltkrieg unerbittlich zu formulieren. Als die Generation der Weltkriegssoldaten schließlich mit dem Nationalsozialismus an die Macht kam und eine europäische Konstellation vorfand, die die Kriegsgefahr schon vom Jahr 1933 ab in bedrohliche Nähe rückte, zog sie mit dem ihr eigenen Radikalismus die notwendigen Schlüsse. Dasselbe

traf in Ostasien für Japan zu. Es bedurfte, da die Auseinandersetzung kam, nur noch der Gunst der Göttin der Schlachten. Sie schien sich nicht zu versagen.

Die Konsequenz aus dem ersten Weltkrieg — die totale Mobilmachung — wurde indes keineswegs nur von Deutschland und Japan gezogen. Die Sowjetunion war vielmehr aus ganz anderen Erwägungen längst schon zu demselben Ergebnis gelangt, und in den Vereinigten Staaten traf zum mindesten der Präsident und sein engerer Kreis schon viele Jahre vor dem Kriegsausbruch politische und geistige Vorbereitungen, die in dieselbe Richtung führten. Beide Weltmächte waren entschlossen, ihre Mittel in gleicher Weise total bei einer neuen Entscheidung des abgebrochenen ersten Weltkrieges einzusetzen.

Erst später stellte sich heraus, daß sich die Sowjetunion den größten Vorsprung gesichert hatte. Etwa seit der Jahreswende 1932/33 ist die gesamte Sowjetwirtschaft überhaupt nur noch Rüstungswirtschaft gewesen. Alles andere stand weit zurück. Ungefähr zehn Jahre lang hat Stalin die Masse seiner hundertneunzig bis zweihundert Millionen nur für die Vorbereitung des Krieges arbeiten lassen. Die Waffen, die er schmiedete, waren Offensivwaffen. Die ihm vorschwebende Konzeption war zweifellos ein gewaltiger Angriff auf Europa. Die Fehlrechnung lag lediglich darin, daß er sich so unangreifbar fühlte, daß er glaubte, den Zeitpunkt seines Eingreifens in den Krieg souverän und allein bestimmen zu können.

Stalins politisches Spiel mit den beiden Lagern dieses Krieges war daher von vornherein darauf abgestellt, unter allen Umständen diese Handlungsfreiheit für seine spätere Offensive zu bewahren. Daß er sich hierin getäuscht hat, war der schwerstwiegende Irrtum seiner Erwägungen, obwohl er beim Ausbruch des Krieges im Osten über das größte Arsenal von Angriffswaffen verfügte, das es irgend-

wo in der Welt gab. Was ihm fehlte, war ein den Anforderungen des modernen Krieges gewachsenes Offizierskorps. Führungsfehler sind es dann auch gewesen, die die quantitative Überlegenheit der Sowjetarmee zunächst nicht zur Auswirkung kommen ließ. Die totale Mobilmachung in der Sowjetunion übertraf jede in der Geschichte bekannte Kriegsvorbereitung. Sie ging von vornherein davon aus, daß der Krieg unter allen Umständen ausbrechen würde und daß er als Offensivkrieg von der Sowjetunion entschieden werden sollte. Deutschland faßte demgegenüber zwar die Notwendigkeit einer totalen Mobilmachung ins Auge, setzte aber — in der Hoffnung, der Krieg könne dennoch vermieden werden — daneben gewaltige Energien in kulturelle und zivilisatorische Leistungen um. Ähnlich Japan, das ebenfalls stets mit der Eventualität des Ausbruchs des Konflikts im Pazifik rechnete, sich hierauf vorbereitete, aber selbst noch im Jahr 1941 alle Möglichkeiten erschöpfte, um durch unmittelbare Verhandlungen mit dem Hauptkriegsgegner der Zukunft eine friedliche Übereinkunft zu erzielen.

In den Vereinigten Staaten geschah — was zunächst wie ein Widerspruch wirken mag — für den Aufbau der totalen Mobilmachung und einer entsprechenden Rüstung wenig, ja fast nichts, wenn wir von dem bereits vor dem Kriege begonnenen Aufbau einer mächtigen Zweiozeanflotte absehen. Dies hatte innerpolitische Gründe. Die Abneigung der Mehrheit des amerikanischen Volkes gegen die Verwicklung in einen abermaligen Weltkrieg war zunächst viel zu groß, als daß der durch den Mechanismus von Kongreß und Oberstem Gerichtshof gehemmte Präsident seinen auf das Ziel der totalen Mobilmachung schon lange Jahre vor dem Ausbruch des Krieges gerichteten Willen hätte durchsetzen können. Ich habe an anderer Stelle[1] nachgewiesen, daß der

[1] Der maßlose Kontinent. Jena 1942.

Kreis um den amerikanischen Präsidenten sein gesamtes innerpolitisches wie außenpolitisches Programm indes schon seit Jahren darauf abgestellt hatte, daß eines Tages das amerikanische Gesetz für den totalen Krieg, der *Industrial Mobilization Plan,* in Gang gesetzt würde. Die Hoffnung auf die totale Mobilmachung wurde allmählich zum Kernstück des New Deal. Infolge ihrer gewaltigen Industriekapazität befanden sich hierbei die Vereinigten Staaten zudem in einer besonderen Lage, die mit keiner anderen Weltmacht verglichen werden konnte.

Die zweite Phase dieses Krieges beginnt mit dem Winter 1941/42. Bis zu diesem Zeitpunkt war der Krieg noch nicht der „zweite Weltkrieg", sondern die Vollendung des ersten. Von nun ab stehen die den Kriegsausgang entscheidenden Weltmächte auf derselben Plattform der totalen Mobilmachung. Erst seit dies der Fall ist, kann von einem zweiten Weltkrieg überhaupt gesprochen werden. Damit trat die Revolution der Taktik, die, auf der konsequenten Fortentwicklung der Waffen des ersten Weltkrieges beruhend, die Kriegsjahre 1939—1941 beherrscht hatte, in den Hintergrund. Es tritt eine Verwandlung des Charakters des Krieges überhaupt ein, die von nun ab den zweiten Weltkrieg zu einem völlig anderen Prozeß macht, als dies je ein Krieg in der Geschichte der europäischen Völker und, darüber hinaus, in der Geschichte der europäischen Vorherrschaft in der Welt gewesen ist.

Die Amerikaner und die Sowjets stellten nun ein völlig neues Ziel auf, das mit der Kriegführung des ersten Weltkrieges und der ersten Phase des zweiten Weltkrieges, ja das überhaupt mit den Kriegen der letzten Jahrhunderte nichts mehr zu tun hat. Soweit wir auch auf die abendländische

Geschichte zurückblicken, bestand das Ziel jeder Kriegführung in der Brechung des Widerstandes der feindlichen Armeen. Damit erschöpfte es sich. Das Ziel der sowjetisch-amerikanisch-britischen Kriegführung heißt dagegen seit diesem entscheidenden Einschnitt in der Entwicklung dieses Krieges: totale Völkervernichtung.

Dieser Unterschied der Zielsetzung ist fundamental. Man muß ihn in seiner ganzen Schärfe erkennen, wenn man sich über das Wesen des zweiten Weltkrieges klar werden will. Er entspricht der oben dargelegten, von Grund auf veränderten Stellung Europas in der Welt und ist das Ergebnis des Fortfalls der bisher für alle Weltvölker verbindlichen Normen, Sitten und Ehrgrundsätze. Für alle bisherigen Kriege der letzten Jahrhunderte war ein für die Kriegführenden gemeinsam geltender Nomos die stillschweigende und selbstverständliche Voraussetzung der strategischen und taktischen Entwicklungen des Krieges. Dieser Nomos war noch am Beginn dieses Jahrhunderts so stark, daß Russen, Japaner und Amerikaner sich ihm beugten, als in dem Frieden von Portsmouth der Russisch-Japanische Krieg durch die guten Dienste des amerikanischen Präsidenten beendet wurde. Eine solche gemeinsame Grundlage besteht nicht mehr. Das Ziel der totalen Völkervernichtung, das die Kriegführung der außereuropäischen Mächte alsbald unbestreitbar erkennen ließ, ist die Folge jenes anarchischen Weltzustandes, der in den vorhergehenden Abschnitten geschildert worden ist.

Noch die Feldzüge in Polen, Norwegen, Belgien, Frankreich und auf dem Balkan, sogar in Afrika vollzogen sich im Rahmen der überlieferten europäischen Kriegführung und Kriegsformen. Die Gesetze der überkommenen Strategie waren durch die Revolution der Taktik, die Panzerwaffe und Luftwaffe vereint hervorgerufen hatten, nicht ver-

ändert. Der König der Belgier und Marschall Pétain kapitulierten denn auch, wie es europäischem Völkerrecht und den Regeln der europäischen Kriegskunst entsprach, als sie sehen mußten, daß der Krieg verloren war und ohne nutzlosen Substanz- und Kulturverlust nicht mehr weitergeführt werden konnte. Sieger und Besiegte hielten sich an den in Jahrhunderten herausgebildeten Ehrenkodex. Der Krieg war für Frankreich zwar verloren, aber Marschall Pétain konnte mit gutem Recht am Tag nach dem Waffenstillstand erklären, daß er die Substanz seines Landes gerettet und die Ehre bewahrt hatte. Deutschland als Sieger griff diese Substanz nicht an, sondern förderte sie, wie alsbald das Wiedererstehen des kulturellen Lebens im besetzten Frankreich bewies. Natürlich, der Fortgang des Krieges forderte auch von dem Besiegten neue Opfer, aber es waren auch dann keine Pflichten, die die Substanz des französischen Wesens oder des französischen Volkes angegriffen hätten. Der Waffenstillstand von 1940 erinnert an den Prager Frieden von 1866.

Was oben von der geistigen Einheit Europas gegenüber den außereuropäischen Weltmächten gesagt worden ist, erhärtet sich nun hier an der furchtbaren Wirklichkeit des Krieges. Seit Jahrhunderten haben die europäischen Völker gegen keine außereuropäische Macht mehr gekämpft, die außerhalb unserer Auffassung vom Kriege gestanden hat. Die mit ungleichen Mitteln geführten Kolonialkriege und andererseits die Strafexpedition gegen die Boxer können dabei völlig außer Betracht bleiben. Selbst die Reiterheere der türkischen Sultane, die bis vor Wien gelangten, besaßen einen ritterlichen Ehrenkodex, der aus den gemeinsamen Kämpfen der Besten des Islams mit den Besten der Kreuzfahrer in vielen Jahrhunderten entstanden war. Der Zusammenhang zwischen abendländischer Kultur und Islam

war durch eine lange Epoche hindurch viel zu eng gewesen, als daß hier nicht ein gemeinsamer Nenner bestanden hätte, wie er sich in der feierlichen gegenseitigen Abgrenzung zwischen dem Römischen Kaiser und dem Padischah als ebenbürtige Weltherrscher mehrfach andeutete. Man muß also, wenn man überhaupt einen Vergleich ziehen will, bis zu Attila und den Mongolenstürmen zurückgehen, in denen das Abendland einer existentiellen Bedrohung durch Mächte ausgesetzt war, die ebenfalls nicht dem hinter dem Kriege liegenden Ehrenkodex verpflichtet waren. Das europäische Denken ist so sehr auf die überkommenen Regeln der europäischen Kriegführung festgelegt gewesen, daß es diesen Tatbestand selbst dann noch nicht völlig zu fassen vermochte, als er schon an Hunderten von Orten zur fürchterlichen Gewißheit geworden war, in denen die Zivilbevölkerung durch Bombenterror abgeschlachtet worden war.

Der Unterschied der Zielsetzung der Kriegführung ergibt sich am klarsten aus dem Gebrauch und Einsatz der Luftwaffe. Die deutsche Luftwaffe ist im Feldzug gegen Frankreich taktisch im wesentlichen als Artillerie der Luft verwandt worden. Als der Waffenstillstand geschlossen war, erwies sich, daß sich die Zerstörungen, so unvermeidlich und bedauerlich sie im Einzelfall waren, in durchaus engen Grenzen gehalten hatten. Dasselbe galt für die Luftoffensive, die gegen England im Herbst und Winter 1940/41 als Vergeltung für zahlreiche britische Angriffe auf das Reichsgebiet durchgeführt wurde[1]. Es war eine Offensive gegen militärische Ziele, bei der durch den Charakter der neuen

[1] Die britischen Angriffe auf offene deutsche Städte begannen bereits am 12. Januar 1940. Die Vergeltung der Luftwaffe begann erst am 20. Juni 1940, nachdem mehrere hundert Bombenangriffe auf das Reichsgebiet vorhergegangen waren, davon etwa 75 v. H. auf nichtmilitärische Ziele.

Waffe allerdings auch Zivilisten ums Leben gekommen sind. Selbst die englischen Militärschriftsteller aber mußten zugeben, daß diese Offensive niemals gegen die Zivilbevölkerung als solche geführt worden ist.

Der im darauffolgenden Jahr gegen Deutschland, Italien, Frankreich, Belgien, Holland und andere europäische Länder anhebende amerikanisch-britische Bombenkrieg dagegen entspricht seiner Anlage nach dem von diesen Mächten neu aufgestellten Kriegsziel der Völkervernichtung. Militärische Ziele treten in diesem Bombenkrieg mehr und mehr zurück. Die Zerstörung der Wohnstätten der Zivilbevölkerung und darüber hinaus schließlich die immer planmäßiger werdende Zerstörung von Bauwerken, die Zeugnis für die europäische Kultur ablegen, rückt in den Mittelpunkt der Kriegführung. Die nächste Konsequenz ist eine planmäßige Vernichtung von Krankenhäusern, wobei der Gedanke zugrunde liegt, daß eine moderne Großstadt, deren ärztliche und medizinische Versorgung nicht mehr gewährleistet werden kann, genau so wenig lebensfähig ist, wie wenn sie keine Nahrungsmittelzufuhr mehr erhielte. In dieser neuen Phase des zweiten Weltkrieges wird also der Krieg gegen die Völker selbst und nicht mehr allein gegen die Armeen geführt. Er richtet sich gegen die Substanz der europäischen Kultur unmittelbar, deren Vernichtung nunmehr zu dem offen eingestandenen Ziel der außereuropäischen Mächte gehört[1]. Ein oft genannter britischer Militärschriftsteller hat diese Entwicklung selbst folgendermaßen beschrieben und melancholisch bejaht[2]:

„Der totale Krieg erweitert die Ziele außerordentlich, die der Gegner nützlich findet anzugreifen. Unter diesen Um-

[1] Der britische Luftmarschall Harris bezeichnete die alten europäischen Städte als *„picture postcard plunder"*. — [2] Cyril Falls in „Illustrated London News", 19. Juli 1943.

ständen verliert das Wort Zivilist seine Bedeutung. Wenn der gesamte politische Körper im Krieg ist, muß jeder Schlag zählen — auf welchen anatomischen Teil immer er treffen mag. Dies hängt bis zu einem gewissen Grad mit der Natur des totalen Krieges zusammen. Zuerst wurde erklärt, Munitionsfabriken seien ein legitimes Ziel; der nächste Schritt war, daß alle Fabriken als Ziel erklärt wurden; dann wurde entschieden, daß durch die Zerstörung der Wohnhäuser in der Nähe der Fabriken eine weitere Unterbrechung der Arbeit gesichert würde. Wir können annehmen, daß hierauf irgend jemand die Vernichtung von Kinderheimen, Schulen und Mütterheimen verlangen wird, weil hierdurch die Leistung der Arbeiter weiter zurückgehen werde."

Man kann nicht übersehen, daß sich diese Wendung des Krieges bereits in der letzten Phase des ersten Weltkrieges vorbereitete. Damals ist durch die englische Blockade ebenfalls der Hungerkrieg gegen Frauen und Kinder mit der bewußten Absicht geführt worden, durch die Aushungerung des Hinterlandes die Moral der Front zu brechen und zu vernichten. Als später die Kriegspsychose verschwunden war, ist in England die Erinnerung an diese Phase des Krieges sehr unbeliebt gewesen, obwohl jene Kreise des Inselreiches, die die Zusammenhänge kannten, genau wußten, daß der Zusammenbruch des wilhelminischen Deutschland im wesentlichen durch diese Methode der Kriegführung erfolgt ist. Sie spekulierten sogar ganz offen darauf, daß als Folge der Blockade Hunderttausende von Kindern ungeboren blieben und die „dünnen Jahrgänge" entständen. Es war daher nicht verwunderlich, daß es in der neuen Phase des zweiten Weltkrieges ein Engländer war, der mit dem Begriff des „Vansittartismus" der Theorie der Völkervernichtung seinen Namen lieh. Die außereuropäischen Mächte, die Sowjetunion

und die Vereinigten Staaten, die sich dem europäischen Ehrenkodex der Kriegführung nicht verpflichtet fühlen, sehen sich nun durch den britischen Vansittartismus in ihren Methoden des Kampfes wie in ihrem totalen Ziel der Völkervernichtung gedeckt und bestätigt. Das Ausscheiden Englands aus der europäischen Geistesgemeinschaft hat sich, indem die Opposition in England gegen die Theorie Vansittarts immer schwächer wurde, damit von selbst vollzogen. Und mehr noch: indem England die totale Kriegführung gegen die Substanz der europäischen Völker und ihre Kultur begann, hat es sich für die Zukunft auf Gnade und Ungnade den beiden anderen wesentlich stärkeren außereuropäischen Weltmächten anheimgegeben. Es ist schon jetzt abzusehen, daß das brutale Gesetz ihres Handelns sich in einer weiteren Phase gegen England selbst kehren muß.

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, so hat ihn dieser Krieg erbracht, daß Europa ohne Deutschland nicht lebensfähig ist. Ein auf die Vernichtung der deutschen Substanz abzielender Krieg bedeutet darum schon deshalb auch die Vernichtung aller anderen europäischen Völker, weil sie, würde Deutschland fallen, willenlos zur Beute der außereuropäischen Mächte werden müßten. In vielen europäischen Ländern bestehen über diesen so überaus einfachen Schluß, der sich aus der Entwicklung des Krieges aufdrängt, auch jetzt noch Illusionen. Sie beruhen vor allem auf einer Verkennung des Wesens des amerikanischen Imperialismus, der naiv mit europäischen Maßstäben und Voraussetzungen gemessen wird, obwohl schon ein Blick auf die Geschichte der Vereinigten Staaten zeigen müßte, in welcher Form sich z. B. die Vernichtung der Südstaaten der USA. im Bürgerkrieg vollzogen hat, wo weder Frauen noch Kinder, weder Ernte noch Vieh, Haus und Hof geschont wurden — und

alles dies im Kampf von Amerikanern gegen Amerikaner. Es war der erste totale Krieg!

Sobald man begriffen hat, daß in der zweiten Phase dieses Weltkrieges ein gemeinsamer Ehrenkodex und Sittenkodex der kämpfenden Lager nicht mehr besteht, wird man bereit sein müssen, mit festem Schritt auf die Plattform zu treten, die jetzt als das äußerste Widerstandszentrum gebildet werden muß. Der Krieg gegen die Substanz der europäischen Kultur ist der furchtbare Ansturm des Nihilismus. Es ist nicht eine Welt der Werte, die gegen eine andere ins Feld geführt wird, sondern es ist die entfesselte Mechanik, der die Zerstörung zum Selbstzweck wird.

Die Tragik und der abgründige Sinn, der sich hinter diesem Vorgang verbirgt, kann von dem oberflächlichen Blick dessen, der nur registriert, was sich vollzieht, kaum wahrgenommen werden. Diese entfesselte Mechanik der Antieuropäer ist nichts anderes als eine Entartung des europäischen Geistes selbst, die uns, ins Apokalyptische vergrößert, in der Sowjetunion und in der abtrünnigen Tochter Europas jenseits des Ozeans entgegentritt. Die auf die Ausrottung der europäischen Substanz gerichteten Kräfte der Antieuropäer wären nicht denkbar, wenn dieser Nihilismus nicht im europäischen Geiste zunächst vorgebildet worden wäre. Die Europäer selbst und vor allem die der nördlichen Zone sind es gewesen, die den Abfall von der geistigen Grundsubstanz des Kontinents vorbereitet haben, als sie sich gegen die Vermassung und damit das Absinken in das rein Zivilisatorische nicht aus den Kräften ihrer Überlieferung und ihrer Geschichtsmacht zur Wehr zu setzen vermochten. In den beiden Jahrzehnten nach dem ersten Weltkrieg drang der Amerikanismus bereits tief in die Lebensformen vor allem der nordischen Völker des Kontinents ein. Die Abwehrkräfte waren daher, zumal seit dem sich schon seit

Jahren vorbereitenden Abfall Englands, nicht stark genug entwickelt.

Der Ansturm des Nihilismus, dem wir uns gegenüber sehen, ist jetzt in erster Linie eine militärische Frage. Das ist gewiß. Aber er kann mit Erfolg nur durch die Mobilisierung jener Kräfte abgewehrt werden, die den europäischen Menschen in seiner Totalität erfaßt. Mitten im Kriege müssen wir also auf diese Plattform des erneuerten europäischen Menschen treten. Das ist die erste Voraussetzung dafür, daß wir nach schwersten Opfern den Kampf gegen den Nihilismus gewinnen können. Man kann mit Erfolg nicht nur gegen etwas kämpfen, wir müssen erkennen, für was wir kämpfen.

DER EINHEITSMENSCH

Einige Wochen nach der Eroberung Manilas durch die Japaner kam eine amerikanische Zeitschrift auf den Gedanken, durch ihre Reporter die Väter und Mütter von auf den Philippinen gefallenen amerikanischen Matrosen in dem Augenblick fotografieren zu lassen, in dem sie die Nachricht vom Tode ihrer Söhne erhielten. Die Fotografen hatten von den vor Schmerz entstellten Gesichtern dieser Eltern Großaufnahmen hergestellt, so daß man auch genau die Bäche der Tränen sehen konnte, die sich über die Runzeln der Wangen ergossen. Man hat im ersten Weltkrieg von dem Geschäft mit dem Tod gesprochen, das gewisse Rüstungsindustrielle betrieben haben. Hier nun wurde sogar der Schmerz um den gefallenen Sohn industrialisiert und als Sensation angeboten. Auf der nächsten Seite fanden sich grellbunte Bilder von Mädchen mit hübschen Körpern und seelenlosen Gesichtern in gewagten Posen. Neben den auf Konserven abgezogenen Schmerz um die gefallenen Söhne wurde das ebenfalls auf Konserven abgezogene Geschlecht gestellt — sex appeal — wobei der innere Sinn der Industrialisierung aller Gefühle wohl darin liegt, daß das Ursprüngliche überhaupt getötet werden soll.

Hermann Keyserling hat einmal gesagt, daß er, nach dem hervorstechenden Zug dieses Zeitalters befragt, ohne Zögern geantwortet habe: Indiskretion. Aus dieser treffsicheren Beobachtung läßt sich vieles ableiten, was in der Tat für die

Massenzivilisation des Amerikanismus typisch ist, die sich allen Ernstes anschickt, eine Weltzivilisation zu werden.

Die Fotografie ist ein neutrales Mittel der Technik, von dem man annehmen könnte, daß ihre Ergebnisse über alle Rassen und Kontinente hinweg die gleichen sein müßten. Dem ist nicht so. Die japanische Fotografie z. B. hat schon in der Wahl ihrer Motive eine Technik entwickelt, die das fotografische Bild verblüffend der überlieferten japanischen Tuschzeichnung angleicht. Es gibt japanische fotografische Aufnahmen, von denen man rundheraus sagen muß, daß sie so niemals von einem Amerikaner oder Europäer hätten gemacht werden können. Umgekehrt ist die amerikanische Fotografie zu einem hervorstechenden Ausdrucksmittel des Amerikanismus geworden und damit zum Vorreiter der Indiskretion. Durch den Film und die Massenzeitschriften beherrscht diese amerikanische Fotografie heute bereits das Vorstellungsbild eines wesentlichen Teils der Menschheit und vor allem auch vieler europäischer Länder. Der Betrachter dieser Filme und Bilder ist zur passiven Hinnahme gezwungen. Er sieht, ob er will oder nicht. Da er sich gemeinhin kaum jemals über diese Dinge Rechenschaft ablegt, wird er alsbald den mit dem Amerikanismus verbundenen Geist der Indiskretion als etwas Selbstverständliches, ja vielleicht sogar als etwas besonders Natürliches empfinden.

Die Technik dieser indiskreten Bilder, die ebenso Darstellungen des amerikanischen Präsidenten wie irgendeines beliebigen Mädchens im Badeanzug sein können, besteht darin, daß der abgebildete Mensch von der Linse möglichst von unten erfaßt wird, so daß sich eine seltsame Nasenlochperspektive ergibt. An die Stelle des Brustbildes tritt das Bauchbild. Auch bei den Bildern der Väter und Mütter der gefallenen amerikanischen Matrosen war auf die Nasenlochperspektive nicht verzichtet.

Wenn diese Sätze von einem Amerikaner gelesen werden, wird er wahrscheinlich verständnislos entgegnen, das, was wir als Indiskretion empfinden, sei ja gerade ein Ausdruck der amerikanischen Demokratie. Es komme ja gerade darauf an, daß alle an allem teilnehmen. Das alltägliche Leben der Politiker, Künstler und Wissenschaftler sei es gerade, das *„human interest"* besitze. Das gelte für ihre Frauen, Freundinnen und Eheskandale ebenso wie für ihre Hunde, Bücher und Anzüge. Wir sprechen also nicht von grotesken Auswüchsen, sondern von den ganz normalen und banalen Dingen des täglichen Lebens, aus denen sich der Amerikanismus zusammensetzt. Sie werden bewußt für den großen Versuch einer Amerikanisierung der Welt eingesetzt. Henry Luce sprach, als er „das amerikanische Jahrhundert" verkündete, davon, Amerika sei schon heute eine „Weltmacht in allen trivialen Dingen des Lebens".

Es gehört zum Wesen der Indiskretion, daß es für sie nichts gibt, was heilig wäre, was Ehrfurcht gebieten würde, sondern daß sie gerade dort eindringt, wo der persönliche Spielraum des Menschen beginnt. Hierauf beruht sehr viel von der Wirkung des amerikanischen Films und der amerikanischen Zeitschriftenpresse. Der Mensch, ob er nun Wissenschaftler, Politiker oder Filmschauspieler oder ob er etwa nur ein Dutzendmensch ist, der zufällig von irgendeinem Reporter herausgegriffen wird, dieser Mensch ist nicht mehr persönlich, sondern öffentlich. Der Mensch wird damit aus dem Subjekt, das zur Gemeinschaft in einem fruchtbaren Spannungsverhältnis steht, in ein Objekt der Gesellschaft verwandelt. Der Mensch lebt nicht mehr, er wird gelebt. Je geringer der Spielraum wird, der um das persönliche Leben des einzelnen gezogen ist, desto geringer

wird auch die Achtung werden, die der Mensch vor dem Mitmenschen als einer einmaligen Schöpfung in allen starken Kulturen besessen hat. Die berühmte Psychologie des Kammerdieners, für den es keinen Herrn gibt, weil er ihn auch in Unterhosen sieht, steigert sich ins Gigantische und überträgt sich auf ganze Völker. Alle Akzente verschieben sich. Ein falscher Heroenkult greift um sich, in dem skrupellose Filmmädchen und einseitig entwickelte Sportgrößen die bedeutendste Rolle spielen. Die Trivialisierung der Religion ist der nächste Schritt. Der Priester wird zum Propagandisten. Der Künstler zum Sklaven der herrschenden Meinung. Der Rundfunk vermischt die Musik von Mozart und Beethoven mit Reklameansagen, Nachrichten, Swingmelodien oder süßlichen, aus ihrem Zusammenhang gerissenen Gedichtvorträgen. Der banalste Geschmack wird zum Richtpunkt. Wer ihn nicht teilt, wird gehaßt. Die Mittelmäßigkeit triumphiert nicht nur, sie beansprucht die Alleinherrschaft. Der Geschmack des größten gemeinsamen Nenners wird zur Diktatur. Jeder behauptet, alles beurteilen zu können. Höchstens der Fachmann kann sich noch retten, aber auch er nur als „Spezialist", womit die innere Berührung dieses Einheitsmenschen mit dem östlichen Massenmenschen hergestellt ist.

Die menschlichen Zusammenhänge gestalten sich dann allgemein so, wie sie in totgelebten Ehen zu sein pflegen: man glaubt, einander zu gut zu kennen, langweilt sich und „hat sich nichts mehr zu sagen". Ist die Ehrfurcht vor dem anderen erst verschwunden, so bleibt nur noch die lästige Gewohnheit. Wenn dieser Zustand in großen Volks- und Gesellschaftszusammenhängen erst einmal erreicht ist, wird schließlich Zynismus als letztes Hilfsmittel und letzte Waffe übrigbleiben. Da es einen privaten Bezirk, aus dem heraus allein eine echte Gemeinschaft entstehen kann, nicht

mehr gibt, ja da er alsbald mit heftigster Intoleranz nicht mehr geduldet werden wird, wird man als Ausweg nur noch in einer doppelten Sprache sprechen und zynisch auf die verlangten Formeln so reagieren, wie dies bei Strafe des Boykotts oder gar des Untergangs gefordert wird.

Taktlosigkeit gehört ebenso zum Wesen der Indiskretion wie die Ächtung des Geistes. War im wissenschaftlichen Zeitalter Bildung eine Art Talisman, über dessen begrenzte Wirkung nur wenige Eingeweihte lächelten, so wird sie jetzt mit Geringschätzung behandelt, weil jeder vermöge der Mittel der Indiskretion eingeweiht zu sein glaubt. Die Sprache verkommt und verkümmert zum Jargon. Bald kann kein Mensch mehr einen Brief schreiben, der nicht aus stereotypen Redensarten besteht. Ein aus achthundert Worten zusammengestelltes „*Basic English*" z. B. wird als das auskömmliche Minimum im Lande Shakespeares gefeiert. Ein Zustand wird schließlich erreicht, in dem nicht etwa unter der Kruste der Zivilisation wieder ein primitives Gefühl sein Recht fordert, sondern ein Zivilisationsbarbarentum errichtet eine Despotie, die mit greisenhafter Rechthaberei die Angleichung aller an ihre Standardbegriffe erzwingen will.

Der Krieg führt in allen Ländern gleichmäßig zu einer Nivellierung und Standardisierung. Schon jetzt wird das Leben der nach uns kommenden Generationen mit einer Hypothek belastet, deren Schwere niemand abzuschätzen vermag. Die materiellen Opfer lassen sich ausgleichen, wie die Erfahrung lehrt. Die Blutopfer reißen schmerzende Lücken. Entscheidend aber ist der geistige Vorgang, der hinter diesem ungeheueren Einschnitt steht. Gegenüber dieser sich über die ganze Erde erstreckenden Umwertung sind alle Erfahrungen aus dem ersten Weltkrieg verhältnismäßig belanglos. Die unabweisbare Frage taucht auf, zu welchem

Ende wir diesen Kampf führen können, wie die Menschen beschaffen sein werden, die ihn überstehen, und was für eine Epoche überhaupt auf diese furchtbare Erschütterung im Leben aller Völker zu folgen vermag. Man muß darüber nachdenken, weil uns das Denken allein Klarheit über die Unerbittlichkeit der Gegenwart zu geben vermag. Der berühmte cartesianische Satz „cogito ergo sum" heißt in seiner richtigen Fortbildung „cogito ergo ero" — da ich denke, werde ich sein. Nur dort muß man im Sumpf versinken, wo man aufhört zu denken.

Das amerikanische Ideal, das sich über die Welt verbreitet hat und das nun an die Pforten Europas klopft, ist der Einheitsmensch. Alle seine Lebensregungen werden von Kindesbeinen an nach einem bestimmten System reglementiert. Es ist der Mensch von der Stange, mit einem Einheitspreis ausgezeichnet, der sich mit dem ausdruckslosen Gesicht des entseelten amerikanischen Kleinbürgers als internationales Ideal breitzumachen beginnt. Sein Kulturbedürfnis beschränkt sich auf dieselben fünf Grammophonplatten mit Swingmelodien und eine Bibliothek, die außer einem Kochbuch und einem Konversationslexikon vor allem Bücher enthält, in denen Ratschläge gegeben werden, wie man im Leben vorwärtskommt. *„How to win friends and influence people"* hieß vor dem Kriege das größte amerikanische Erfolgsbuch, das in kürzester Zeit eine Millionenauflage erreichte. Ein Kapitel darin ist überschrieben: „Machen Sie es, wie es Kino und Radio machen!" Es sind Ratschläge, durch die der Einheitsmensch nun gerade erst recht zu dem wird, als was er schon vorgebildet ist. „Der Weg zum Erfolg", den der Einheitsmensch befolgt, führt natürlich genau wieder zum Einheitsmenschen.

Der Einheitsmensch ist zunächst eine männliche Züchtung. Er wird vollends gefährlich, wenn er das weibliche Ge-

schlecht miteinbezieht. Die Standardisierung der Frau aber ist der wahre Kern des Amerikanismus. Die Amerikanerin besteht in ihrer Vollendung aus einzelnen Teilen, die ein unabhängiges Leben voneinander führen. Ihre Augen, ihr Mund, ihre Hände und Gliedmaßen werden alle speziell unter besonderen Gesichtspunkten bearbeitet und dem jeweiligen Augenstandard, Mundstandard oder Fingernagelstandard angepaßt. Es handelt sich nicht um Mode, sondern um die Zusammensetzung des weiblichen Körpers zu einem in verschiedenen Laboratorien ausgearbeiteten Idealbild, das dann von den Trägerinnen dieser Komposition auch mit der entsprechenden Vorsicht in allen Lebenslagen bewahrt wird. Dazu gehört eine bestimmte Menge von standardisierten Ausdrücken, die schon nichts mehr mit „Konversation", sondern nur noch mit der bereits erwähnten Grammophonplatte etwas zu tun haben. Konversation ist wenigstens noch die bürgerliche Fortsetzung der geistreichen Unterhaltung des Salons des 18. Jahrhunderts gewesen. Sie erschien dumm und leer, stand aber immer noch wesentlich über dem Papageiengeschwätz, das wir beim Einheitsmenschen beobachten. Der Einheitsmensch ist also — eine grausige Ironie — der *zerlegte Mensch*, dessen einzelne Teile — einschließlich des Gehirns und des Geschlechts — nach einem bestimmten Standard ganz für sich zu funktionieren scheinen. Für ihn gibt es keine Einheit des Daseins mehr.

Man würde mich mißverstehen, wenn man dieses Bild des Einheitsmenschen, das hier entworfen wurde, als eine ironische Vergröberung gewisser Tendenzen auffaßte. Man muß mit krasser Offenheit von dem sprechen, was vor sich geht. Das Zeitalter des Einheitsmenschen ist von dem wissenschaftlichen Zeitalter unserer Väter und Großväter vorbereitet worden. Nietzsche, Burckhardt, Paul Ernst, Paul Valéry

und Ortega haben, um nur einige der hervorragenden Geister der letzten siebzig Jahre zu nennen, dieses alles vorausgesehen. Das wissenschaftliche Zeitalter ist mittlerweile zu Ende gegangen. Die Generation von Nietzsche bis Paul Ernst hatte zu beweisen, daß der Homunkulus in der Retorte in der Tat niemals etwas anderes werden könnte als ein Maschinenmensch. Sie waren von der Gemeinheit der heraufkommenden Menschheit zutiefst überzeugt. Die Erschütterung der großen Einzelgänger jenes Zeitalters, in dem durch die Vernichtung aller Bindungen und Traditionen der Weg für den Einheitsmenschen frei gemacht worden ist, rührte davon her, daß sie sich nur noch auf sich selbst zurückgeworfen sahen. Paul Ernst hat in der letzten Auflage seines während des Weltkrieges geschriebenen „Zusammenbruch des deutschen Idealismus" die ursprüngliche Widmung „An die Jugend" gestrichen. Er sagte dazu: „Es gibt nur den einzelnen, der einsam ist und am besten auch einsam bleibt, dem es vielleicht glückt, sein Fühlen, Denken und Wollen Späteren aufzuprägen und dadurch hilft, eine Gemeinschaft zu erzeugen, welche dann wieder ihren geschichtlichen Ablauf haben wird."

Das, was jetzt eingetreten ist, ist die volle Entfaltung des Zustandes, den die prophetischen Geister Deutschlands und einiger anderer europäischer Nationen seit vielen Jahrzehnten als unvermeidlich heraufkommen sahen. Wenn wir sie ernster genommen und nicht nur als prickelndes Sauerstoffbad, als anregenden Kitzel betrachtet hätten, würden wir uns weniger zu wundern haben. Alle diese einsamen Propheten, die sich der unvermeidlichen Konsequenzen des wissenschaftlichen Zeitalters bewußt waren, haben gleichzeitig leidenschaftlich vor dem Irrweg der Flucht in die Romantik gewarnt. Das Ringen Nietzsches mit Richard Wagner hatte schon vordem sein außenpolitisches Gegenstück in dem Brief-

wechsel Bismarcks mit Leopold von Gerlach, in dem unter ausdrücklicher Ablehnung romantischer Gefühle der nachdenkliche Satz steht: „Sympathien und Antipathien in betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen Dienst meines Landes nicht zu rechtfertigen; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient." Auch heute können uns romantisch schweifende Geister nicht aus der Verstrickung herausführen, sondern höchstens in ein Traumland weisen, dessen Künstlichkeit dann nicht geringer ist als die der vom Einheitsmenschen beherrschten Welt.

Es geht jetzt darum, ob wir Deutsche ebenfalls Einheitsmenschen werden. Alle nordischen Völker waren ohnedies durch den amerikanischen Nihilismus besonders bedroht. Die englische Jugend, die Schweden und auch die Deutschen. Wir haben wenigstens versucht, ihn zu bekämpfen, aber oft drang durch den Hintereingang wieder herein, was wir vorne herauswarfen. In allen nordischen Völkern ist der Amerikanismus virulent; die südlich-katholischen bergen andere Gefahren in sich[1]. Die Bedrohung ist näher gerückt. Man braucht nur an die durch den Bombenkrieg hervorgerufene Mobilisierung großer Volksmassen zu denken. Diese Form der Kriegführung hat zum Ziel, die einfachsten Voraussetzungen des menschlichen Lebens, die Sicherheit des Wohnens, Schlafens und der Nahrung zu zerstören, um damit Millionen von Ruhelosen zu schaffen, die, wie man auf seiten der Feinde hofft, der Grundstock für den Sieg des Einheitsmenschen im Herzen Europas werden sollen. Das sind nicht die bewußten, aber die instinktiven Ziele. Man muß sie unerbittlich erkennen.

[1] Wir sprechen davon in dem Abschnitt: Ein Abend am Escorial.

Es ist der geistige Bazillenkrieg, der längst vor dem offenen Krieg gefährlich eingesetzt hat — gerade weil wir in vieler Hinsicht nicht immun gegen diesen Ansturm des Amerikanismus als Lebensform und Denkstil waren. Die Bewältigung des Problems der Masse, die wir auf unsere Weise gerade begannen, hatte alle diese Fragen aufgerissen, als der Krieg uns überraschte. Wilson sagte schon auf der Pariser Friedenskonferenz unwillig: „We can force them to our way of thinking." Dieser geistfeindliche Satz steht düster über der Entwicklung des jetzigen Krieges. Es handelt sich für die uns entgegenstehenden Mächte bei weitem nicht nur darum, daß sie die Macht Deutschlands brechen wollen, sondern, viel weiter greifend, darum, daß unsere Art zu denken, unser Lebensstil und damit unsere Kultur überhaupt ausgelöscht werden sollen. Der Prozeß des Krieges erfaßt damit Schichten, die im ersten Weltkrieg überhaupt noch kaum angerührt worden sind. Hier entstehen infolgedessen die großen inneren Entscheidungen, die sich unvermeidlich in der Brust und im Gehirn eines jeden, der Verantwortung zu tragen hat, ergeben müssen.

Die Nachbarschaftshilfe in den bombardierten Städten z. B. hat hunderttausendfach bewiesen, wie der Mensch in der Sorge für den anderen über sich hinauswächst. Aber das Problem endet nicht in den von Rauch und Brand erfüllten Nächten und Tagen, dort beginnt es erst. Hier aber ist genau die Stelle, wo die in die tieferen Schichten reichende Feindeinwirkung einsetzt und die uns mit Vernichtung drohenden Gewalten auf die Verhärtung aller menschlichen Beziehungen hoffen. Die Verarmung, die wir erleben, müssen wir als Tatsache hinnehmen. Die Frage ist nur, wie wir damit fertig werden. Hier stehen wir am Kreuzweg.

Es gibt in jedem Volk Verräter. Ihre Zahl ist gering. Man kann sie ausmerzen. Der Schaden, den sie stiften, wird

selten wirklich ins Gewicht fallen, solange ein Volk stark und selbstbewußt bleibt. Viel tiefer aber gehen die Wirkungen des unbewußten Verrats, auf den die feindlichen Gewalten mit der Methode ihrer Kriegführung rechnen. Wir müssen uns darüber klar sein, daß jeder, der sich verleiten läßt, im anderen Menschen nur noch ein passives Objekt zu sehen, daß jeder, der also schon stillschweigend voraussetzt, der Einheitsmensch sei auch bei uns schon vorhanden, ein wirklicher Verräter ist. Nicht im groben Sinn, den das Gesetzbuch erfaßt, sondern in dem tieferen Sinn, daß er von dem abfällt, was wir als die Mitte Europas und als eine der schönsten Blüten, welche die Menschheit je hervorgebracht hat, sein müssen, wenn wir diesen Weltkampf der Ideen und Gewalten überstehen wollen. Es ist in diesen Dingen so leicht zu verraten und viel schwerer, standzuhalten und treu zu sein. Disziplin war und ist die Voraussetzung eines jeden Erfolges. In Deutschland besonders. Gerade der Gehorsam, wie er uns als die vornehmste Tugend der preußisch-österreichischen Armeetradition überliefert ist, beruht, im Verstande unserer Kultur, auf der Anerkennung der Persönlichkeit, auch dort, wo ein Befehl zunächst vielleicht nicht verstanden wird. Dies unterscheidet unsere Tradition des Gehorsams vom Terror. Dies sei hier ausdrücklich hinzugefügt, um billige Mißverständnisse zu vermeiden.

Das deutsche Volk ist dasjenige in der Welt, das, welche Prüfungen es immer durchzustehen hat, sich am allerwenigsten zum Typus des Einheitsmenschen eignet. Das können wir selbstbewußt sagen, obwohl wir oben auf eine gewisse Virulenz auch unseres Volkes hinwiesen, die vor allem von den norddeutschen Großstädten ausgegangen ist. Wir werden diese Gefahr aus Eigenem überwinden können, zumal mit den Soldaten dieses Krieges! Wir müssen nur ihren Herd erkennen.

Die Zwangserziehung der deutschen Jugend, wie sie als eine Friedensbedingung in englischen und amerikanischen Köpfen gespenstisch herumspukt, ist nichts anderes als der Versuch, den Einheitsmenschen mitten in Europa mit Gewalt zu konstruieren. Insofern hatte es durchaus einen Sinn, wenn schon bald nach Beginn des Krieges in einem Brief an die „Times" erklärt worden ist, man solle Goethe in England nicht weiter als einen großen Denker feiern. Die Gestalt des Doktor Faust sei in der Welt des Geistes so gefährlich wie das heutige Deutschland in der Politik. Man kann daraus nur schließen, daß für jeden, der das Ideal der Mittelmäßigkeit als das Zukunftsideal der Menschheit ansieht, diese Seite des Deutschen ein Ärgernis ist.

Auch der Einheitsmensch ist nicht ohne Gefühl. Aber dort, wo in der Welt der Kultur dem Menschen das Herz schlägt, wabbert bei ihm eine breiige Sentimentalität. Disziplin und Maß steht in Polarität zum Herzen und zur Liebe, Sentimentalität dagegen zum Zynismus. Hier berühren wir schließlich die innerste und zentrale Schicht. Jede Kulturkritik ist sinnlos, die nicht zu den Elementen hinführt, von denen aus die Wandlung zur tragfähigen Gemeinschaft erfolgen kann. Die Sentimentalität des Einheitsmenschen ist das Endprodukt der Erfindung des 18. Jahrhunderts, der Mensch sei von Natur aus gut. Nietzsche, der die Unwahrhaftigkeit dieser Ausgangspunkte seiner eigenen, der wissenschaftlichen Zeit empfand, hat sich „jenseits von Gut und Böse" gestellt, aber das war in einer Zeit, in der es noch so viel anerkannte Werte gab, daß der einzelne einen besonderen Standort suchen konnte, ohne sich um das Verhältnis von Persönlichkeit und Gemeinschaft zu kümmern. Das können wir heute nicht mehr. Es handelt sich ja nicht

darum, die faden Abgeschmacktheiten des Individualismus wieder auszugraben, die recht eigentlich erst die Elemente geschaffen haben, aus denen dann der Einheitsmensch entstand. Wir müssen wirklich weitergehen und uns nicht damit zufrieden geben, daß wir es scheinbar tun — dann würde sich nur die Oberfläche, nicht aber der Untergrund verändern.

Sentimentalität ist der flache Ersatz für die Tiefe der Empfindung. Dort, wo sie zum Alleinherrscher wird, ist die Auflösung der Liebe schon vorhergegangen; wir sehen dies am amerikanischen Extrem. Das Ende des privaten Lebens und damit schließlich das Ende der Familie als dem Rahmen, aus dem in der Regel die natürlich gebildete Persönlichkeit herauswächst, ist die weitere Folge. Es setzt eine „Versachlichung" aller menschlichen Beziehungen ein, die ihren zutreffenden Ausdruck in den geistlosen Produkten der Kunst der „neuen Sachlichkeit" gefunden hat, die auf die chaotische Verwirrung am Ende des ersten Weltkrieges folgte. Der „Behaviorism", der den Menschen überhaupt nur noch als ein Produkt seiner Umwelt ansehen wollte, ist die trostlose Endstufe der Künstlichkeit. Das setzt sich bis ins Sprachliche fort. Eine Tageszeitung bemerkte unlängst zutreffend, daß neuerdings eine Schwester nicht mehr für ein Flüchtlingslager kocht, sondern daß sie es „bekocht". Unsere Kinder gehen nicht in die Schule, sie werden „beschult". In einer Sitzung hörte ich schließlich, Herr X sei offenbar noch nicht „bestandpunktet". Der Betreffende sagte dies so ernst und überzeugt, daß er sicher gar nicht verstanden hätte, wenn ich ihm zugeflüstert hätte, daß er in diesem Augenblick sich schon ausdrückte, wie es jene Gewalten wünschen, die uns zu ihrem Ideal des Einheitsmenschen zwingen wollen. Aus der Gemeinschaft der Menschen wird dergestalt das „Menschenmaterial". Eine Frau, die für jemand kocht, sorgt *für*

ihn. Das Menschenmaterial aber wird *bekocht*, *beschult*, *bestandpunktet*. Es ist das willenlose Objekt einer anonymen Bürokratie, für die es statt Menschen nur Nummern gibt. Ich muß dann immer an die Straßen New Yorks denken, die ebenfalls nur mit Ziffern bezeichnet und nach niemandem benannt sind.

Was dagegen das Herz ist, die echte Empfindung, hat sich in den furchtbaren Erlebnissen des Krieges draußen und in der Heimat ganz neu von selbst erwiesen. Der Gott lebt nur in uns, wenn wir mehr sind als wir selbst.

In den Kämpfen dieser Jahre wird nicht nur über unser eigenes Volk und über unser Schicksal entschieden, sondern darüber, wie die Welt, vor allem aber wie unser Erdteil für eine lange Epoche aussehen wird, wenn das Getöse auf den Schlachtfeldern verstummt. Die ungeheuren Opfer, die gefordert werden müssen, lassen keinen Raum mehr für hohle heroische Phrasen. Dort, wo sie gelegentlich auftauchen, hat sie das Ostheer in jenem homerischen Gelächter erstickt, dessen befreiende Wirkung man nur ermessen kann, wenn man den ganzen Ernst des Kampfes täglich spürt. Die Folge des Krieges ist nicht, wie man annehmen möchte, eine immer größere Abstumpfung, sondern im Gegenteil eine immer tiefere Erregung aller Urkräfte. Infolgedessen verbrauchen sich auch Worte jetzt sehr schnell, wenn dahinter nicht der positive Gehalt eines neuen Zeitalters steht, in das wir hineinwachsen.

Mit dem heuschreckenhaften Auftreten des Einheitsmenschen scheint der Endpunkt einer jahrhundertelangen Entwicklung erreicht zu sein. Wir haben bemerkt, daß sie auf das engste damit verbunden ist, daß sich das Bewußtsein bis an die äußerste Grenze ausgedehnt hat. An

diesem beinahe die ganze Welt umfassenden Prozeß hat der jüdische Geist zweifellos entscheidenden Anteil gehabt. Marx, Freud und neuerdings etwa Mannheim haben aber nur deshalb einen so nachhaltigen Einfluß auszuüben vermocht, weil die Gesamttendenz der Zeit ihnen entgegenkam, während frühere Zeitalter in ihrem Grundzug dem jüdischen Geist kaum wesentlichen Nährboden lieferten. Man darf daher nicht bei der Erkenntnis der Symptome verweilen, man muß an die Wurzeln der Erscheinungen gehen. Die Entmachtung des jüdischen Geistes kann nur erfolgen, indem ihm der Nährboden entzogen wird, den er im wissenschaftlichen Zeitalter besaß. Das Judentum spürt dies heute auch bereits mit der ihm eigenen Witterung, obwohl es in Amerika und zunehmend auch in England einen noch vor einem halben Jahrhundert kaum vorstellbaren Gipfelpunkt seines Einflusses erreicht hat. In der angloamerikanischen Welt kündigt sich die Götzendämmerung eben erst, wie wir sahen, mit Vorboten und noch weit entferntem Wetterleuchten an. Der Prozeß der Entmachtung des jüdischen Geistes wird daher als Weltproblem noch auf Jahrzehnte hinaus fortdauern. Der Sieg des Einheitsmenschen würde, bliebe er das letzte Wort der Geschichte, in der Tat zu einer Weltherrschaft des jüdischen Geistes führen, wobei es auf die Vorzeichen, unter denen dies geschähe, wenig ankäme.

Schopenhauer hat den wesentlichen Vorgang, um den es sich dabei handelt, sehr treffend formuliert: „Das Judentum fordert, daß der Mensch als moralische Null auf die Welt komme, um nun, vermöge einer undenkbaren ‚freien Willensentscheidung', also infolge vernünftiger Überlegung, sich zu entscheiden, ob er ein Engel oder ein Teufel, oder was sonst etwa zwischen beiden liegt, sein wolle[1]." Der jüdische Geist hat also das die jetzt zur Neige gehende

[1] Parerga, II, § 119.

Epoche kennzeichnende Bestreben, alle Entscheidungen in das Bewußtsein zu verlegen und dieses infolgedessen, so sehr wie nur irgend möglich, zu erweitern. Die Liebe z. B. erniedrigt sich damit in eine rein physische Funktion. Das Volk wird in ein Konglomerat von Interessentenhaufen verwandelt usw.

Die Darwinistische Lehre vom Fortschritt mit ihren Tautologien über die „Entwicklung" gehört, was viele ihrer oberflächlichen Nachbeter nicht gewahren, in dieselbe Kategorie des Denkens. Wir wissen nichts über den Ursprung des Lebens, infolgedessen können wir auch über den Grad der Verwandtschaft alles Lebenden und seine Evolution höchstens Hypothesen aufstellen. Diese in eine Pseudoreligion zu verwandeln, liegt ganz im Sinne des Judentums, dessen Wirken ja völlig darauf gerichtet ist, uns unsere Unkenntnis über das Geheimnis des Lebens vergessen zu machen, um dann in einer dergestalt entgötterten und profanierten Welt, einer Welt, die nur soweit reicht wie unser Bewußtsein, Götzentempel zu errichten, in denen Pseudoreligionen geopfert wird. Historischer Materialismus und Darwinismus sind nicht etwa Gegensätze, sondern der gleichen Ahnenreihe entsprossen. Wir wenden uns damit natürlich weder gegen die Soziologie noch gegen die Biologie, was offensichtlich Unsinn wäre, sondern gegen die Absolutierung und die Erhebung dieser Wissenschaften zu Ersatzreligionen. Der gemeinsame Nenner von Materialismus und Darwinismus ist der Versuch, das Geheimnis des Lebens — sei es des einzelnen Lebewesens, sei es das der Völker — rationalistisch zu erklären und sich damit von der Verehrung des Göttlichen in aller Schöpfung abzuwenden. In beiden Fällen ist das Ergebnis, wo nichts Schlimmeres, ein Triumph der Plattheit und der Banalität.

Genau dieses Produkt ist aber der Einheitsmensch, wie der

ihn als Welterscheinung formende Amerikanismus. (Anmerkung für Unwillige: Ich kenne natürlich viele Amerikaner, die keine Einheitsmenschen sind. Das ändert aber nichts an der Natur des Amerikanismus als Welterscheinung, zumal gerade diese Amerikaner entweder im Zustande melancholischer Resignation oder leidenschaftlicher Anklage leben, wie alle amerikanischen Dichter, die Anspruch auf Beachtung erheben können. Der „Swingboy" dagegen, der mir in Lissabon ebenso wie in Stambul oder Stockholm, wie vor dem Kriege auch am Kurfürstendamm begegnet ist, der in Rio wie in Schanghai in einem Gebräu aus Hollywood und Gangsterromantik seine Vorbilder findet, ist dieses Endprodukt des Amerikanismus, zu dem es viele Stufen bis hinauf zu den Kathedern der Universitäten gibt.)

Das neue Zeitalter wird von emotionalen Kräften bestimmt und daher der religiösen Offenbarung zugänglich werden. Es ist nicht vorauszusehen, wie sich diese Verwandlung ereignet, wohl aber, daß sie sich vollzieht. Hier wird auch die Macht des Judaismus enden: an der Grenze, die der Ausdehnung des Bewußtseins gesetzt ist. Der Urgrund der sich in alle Erdteile einfressenden Banalisierung des Lebens und der Zersetzung aller Ordnungen ist die Annahme, daß es nichts in der Welt der Erscheinungen gebe, was sich der Erkenntnis zu entziehen vermöchte. Die Fragwürdigkeit, ja Unwahrheit dieser Annahme ist durch den Triumphzug sowohl des Marxismus wie der amerikanischen Umweltsphilosophie, die in dem Menschen nur ein Produkt seiner Umgebung sehen wollte, lange verschleiert worden. Erst jetzt wird die große Leistung der deutschen Philosophie und vor allem Schopenhauers für die Menschheit von zentraler Bedeutung werden. Sie hat immer als das einzige und wahrhafte Thema, in dem Philosophie und Religion schließlich ineinanderwachsen, die Grenzen der Erkenntnis in ihren

Mittelpunkt gestellt: „Die Klage über die Dunkelheit, in der wir dahinleben ... ist eigentlich nicht berechtigt: denn sie entsteht aus einer Illusion, welche herbeigeführt wird durch die falsche Grundansicht, daß das Ganze der Dinge von einem *Intellekt* ausgegangen, folglich als bloße *Vorstellung* dagewesen sei, ehe es wirklich geworden; wonach es, als aus der Erkenntnis entsprungen, auch der Erkenntnis ganz zugänglich, ergründlich und durch sie zu erschöpfen sein müsse. — Aber, der Wahrheit nach, möchte es sich vielmehr so verhalten, daß alles das, was wir nicht zu wissen uns beklagen, von niemandem gewußt wird, ja, wohl gar an sich selbst gar nicht wißbar, d. h. nicht vorstellbar sei[1]."

Die emotionalen Kräfte des neuen Zeitalters vermögen sich in gemäßer Form noch kaum auszudrücken. Die einzige Sprache, die sie in Vollkommenheit gefunden haben, ist die der *Musik*, deren sanfte Gewalt daher auch zum wahrhaften Gottesdienst für den Menschen unserer Zeit geworden ist. Die Sprache der Musik ist vom deutschen Genius im gleichen Jahrhundert zu einer neuen Menschheitssprache gemacht worden, in dem andererseits die (schon lange vorbereitete) Banalisierung und Trivialisierung aller Lebensvorgänge ihrem Höhepunkt entgegeneilten. Es ist von schier unermeßlicher Bedeutung, daß diese Epoche, die schließlich den Einheitsmenschen gebar, gleichzeitig in Deutschland von den großen Verkündern einer neuen Weltsprache begleitet wird, die von Mozart und Beethoven bis zu Bruckner und Reger reicht. Die großen Werke der deutschen symphonischen Musik sind erfüllt von dem Ringen um die Grenzen der Erkenntnis. Es findet in ihnen seine Erhöhung und schließlich seine Erlösung. Darum nimmt die Musik auch den höheren Rang als die Philosophie ein, wie diese wieder sich kraft ihrer universalen Natur vor der Staatskunst erhebt. Die

[1] Parerga, II, § 67.

Sprache der Töne vermag auf geheimnisvolle Weise zu dem hörenden und aufnehmenden Menschen gleichzeitig als allgemeine und als besondere Sprache zu sprechen. Sie verlangt von ihm nicht nur, daß er die Verhärtungen, die das Wesen eines jeden Menschen in der modernen Zeit als Kruste umschließen, ganz aufgebe, und somit eine Verwandlung während des Hörens mit sich vollziehen lasse. Die Sprache der Töne vermag vielmehr nur dann voll zu wirken, wenn sie den Aufnehmenden in den Rang des Nachschaffenden, fast möchte ich sagen, des Mitschaffenden erhebt, wenn sich also sein Gefühl und seine Phantasie mit den symphonischen Bildern der Töne zu vermählen beginnt.

Ich erwähne eines der großen Tonwerke der neueren Zeit als Beispiel, um besser verständlich zu machen, wie hier die Wirkung der Tonsprache als Nachschaffen des Hörenden aufgefaßt wird: In Regers Hillervariationen erscheint in dem einfachen, lieben, klaren Thema der noch junge Mensch, in den bereits alle Grundmelodien seiner Individualität, seines Charakters, seines sich nun entfaltenden Lebens als das eigentliche Geheimnis der Schöpfung eingewoben sind. Aber sie sind noch verdeckt. Es folgen seine Leiden und Leidenschaften, ihn entzündet die Liebe, die Freuden und dann der immer weitere Kreis der Entdeckungen, die „Wanderjahre", das Finden und Entsagen. In der vorletzten Variation schon lösen sich alle diese Ströme, die ein Menschenleben ausmachen, in eine irdische Vollendung auf. Sie scheint, wenn man sie hört, keiner Steigerung mehr fähig. In der letzten Variation erklingt denn auch wahre Sphärenmusik. Die Posaunen verklären das ursprünglich so schlichte Thema in die Majestät des Überirdischen, bis zur Auflösung in die Allmacht Gottes.

In diesem Beispiel einer Tonschöpfung Regers drückt sich die wahre Größe der emotionalen Sprache darin aus, daß er

die Stufe der irdischen Vollendung (vorletzte Variation) nicht übersprungen hat, da ja jede wirkende Religion und Gotterfülltheit das Maß der menschlichen Höherbildung vor die Geheimnisse des Alls stellen muß. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit des stufenweisen Fortschreitens, des sich langsam von Ring zu Ring, von Kreis zu Kreis Erweiterns. Und zwar sowohl nach außen — in immer weiteren Kreisen — wie nach innen — in immer subtileren. Mit diesem Wenigen mag angedeutet sein, wie die Sprache der Töne in dem jetzt heraufkommenden emotionalen Zeitalter für den Schöpfer ebenso wie die Aufnehmenden den Grundbau einer neuen Kultur bereits ankündigt, den wir mit Worten noch nicht mit gleicher Macht auszudrücken vermögen.

Doch ist die Musik, obgleich die vollkommenste, nicht die einzige Sprache des von den Grenzen der Erkenntnis bestimmten Bewußtseins unserer jetzt anhebenden Epoche. Der Beginn des neuen Glaubens ist überall dort wirksam, wo die Sorge für das Wachstum des Zukünftigen den Kampf der Gegenwart erhellt. *Carpe diem* — nutze den Tag, ist die Losung des Einheitsmenschen, für den der Tod den Schrecken der Auflösung ins Nichts bedeutet. Horaz sagt aber weislich: *Fugerit invida aetas, carpe diem.* Wir vermögen darin heute den schöneren Sinn zu erblicken, daß unser Leben dem des Gärtners gleichen soll, der den Schößling pflanzt, dessen Früchte erst seine Kinder ernten werden. Das heißt also nicht Flucht aus der Gegenwart oder gar den Versuch, das Geschick künftiger Generationen festzulegen, was niemals zu gelingen vermöchte. Wohl aber heißt es, daß wir uns erst erfüllen, wenn wir über unser Ich und damit die Gegenwart hinaus leben, um, auf welche Art immer, dem Geheimnis des Werdenden zu dienen, das nicht unser Bewußtsein, wohl aber unsere Ahnungen zu erreichen vermögen. Ja, die Bedeutung einer jeden Epoche wird schließ-

lich daran gewogen, welches Vermögen des Ahnens sie besaß. Ein jedes Geschlecht ist der Mutterboden des folgenden. Ein Weib, das seine Mutterschaft um eines eingebildeten, gegenwärtigen Glücks willen verleugnete, wäre verächtlich. So auch ein Geschlecht, das nicht den höheren Sinn seines Daseins im Wirken für das Zukünftige erblickte.

Der Einheitsmensch sucht nach „dem Weg zum Erfolg". Der Mensch nach dem Weg zur Erfüllung seiner selbst in den nach ihm Kommenden. Das macht den ganzen Unterschied aus. So entfaltete Ikaros seine Flügel.

DER MASSENMENSCH

Die Geschichte des Kapitan K. wäre uns vielleicht nicht so bemerkenswert erschienen, wenn wir nicht an jenem Tage stundenlang auf einer der steilen verkarsteten Höhen südlich von Noworossijsk gelegen und den Kampf beobachtet hätten, der dort in der Tiefe tobte. Fast genau unter uns lag das Zementwerk, in dem die Sowjets sich verschanzt hatten, seit sie aus der Hafenstadt geworfen waren. Der Rauch quoll in dicken schwarzen Schwaden aus den weitläufigen brennenden Gebäuden und stand als hohe Pinie über der blau in der Tiefe des Meeres verschwimmenden Bucht. Seit dem Morgengrauen schoß unsere schwere Artillerie Salve um Salve in die längst zu Klumpen geballten Trümmer der Förderanlagen, Steinbruchmaschinen und Werkbahnen. Von unserem Berge aus konnten wir die ganze feindliche Stellung übersehen. Sie war ein Inferno. Trichter lag neben Trichter.

Die Sonne brannte auf den steinigen Hang. Unser Blick schweifte zum Hafen, der nun mit seinen zerstörten Kais unmittelbar unter uns lag; dann zum Westteil der Stadt auf der vorgeschobenen Landzunge, hinter der das offene Meer bis in die Unendlichkeit glänzte. Die Häuser der Vororte ziehen sich den Hang hinauf. Dort ist Frieden und Ruhe. Weiter ins Land führt die Paßstraße. Wir sahen die Staubwolke hinter den Fahrzeugen. Es war wahrhaftig ein Blick wie auf Altdorfers Alexanderschlacht oder eine der großen niederländischen Weltlandschaften, auf denen der

Kampf im Vordergrund tobt oder bei Breughel Ikaros als unwirklicher Komet ins Meer fällt, während sich dahinter die ganze Fülle der Welt in einem umfassenden Bild übereinanderschichtet. Waren dort im Weinberg nicht die Arbeiter, die eben noch Nachlese hielten, deutlich zu sehen? Die Schiffe im Hafen freilich sind nur noch Wracks und liegen auf Grund. Aber so gewaltig war der Rundblick, daß selbst der Kampf zu unseren Füßen nur wie ein Ausschnitt aus dem umfassenden All wirkte.

Wir sahen unsere Sturmgeschütze vorgehen, von Deckung zu Deckung sich vorarbeitend. Langsam gewannen sie Boden und nahmen eine der sich nackt den steilen Abhang heraufziehenden Kalksteinrippen, in die die Sowjets ihre Bunker eingegraben hatten. Aber die sowjetischen Maschinengewehre und Granatwerfer schossen noch immer aus Stellungen, die längst von den Volltreffern unserer Artillerie umgepflügt schienen. Verbissen wehrte sich dieser Feind gestern wie heute. Diese starke Barrikade an der Küstenstraße nach Süden ließ uns, während unten die Granaten heulend die Steine in die Luft schleuderten, erneut darnach fragen, welche Kräfte diesen Feind wohl antreiben. Es war ein flüchtiger Gedanke, der angesichts des furchtbaren Schauspiels zu unseren Füßen schnell verflog. Erst später, bei der Geschichte des Kapitan K. fiel er uns wieder ein.

Hinter dem Berghang jenseits der Bucht, dort, wo die buschigen Eichenwälder wieder begannen, standen die rauchigen Trümmer eines Jagdhauses — jedenfalls nannten wir es so — an dem an diesem Nachmittag ein Unteroffizier die Gefangenen sammelte, die weiter südlich in den Bergen eingebracht oder übergelaufen waren. Trotz der Hitze, die auch in den letzten Septembertagen noch immer über dem Land stand, waren die Gefangenen mit ihren dicken Mänteln bekleidet. Sie hockten unter den Bäumen

und stierten vor sich hin. Tausendmal haben wir dies immer gleichbleibende Bild der müden, in ihr Schicksal ergeben Hockenden gesehen. Wenn sie gerade erst eingebracht sind, wenn noch die stickige Luft der feindlichen Stellung um sie weht, sind sie indes ein Objekt von immer neuem Interesse. Sie saßen in den Bunkern und Erdlöchern, die unsere stürmende Infanterie nun schon seit Tagen berannte. Um sie ist der Geruch der anderen Seite, von der wir nicht genug hören und wissen können, solange dieser Kampf um den Ostraum andauert.

Der Unteroffizier meldete, es sei ein übergelaufener Hauptmann dabei. Er saß ein wenig abseits von der Gruppe der in ihren Mänteln Kauernden. Schlank, hoch gewachsen, Tuchhose und Feldbluse sichtlich gesäubert, stand er auf, als wir zu ihm traten und grüßte verlegen, aber nicht unterwürfig. Er mochte gegen vierzig Jahre zählen. Das Gesicht verriet eine robuste Intelligenz, doch zeigte es in hundert Fältchen um die Augen schon jenes verwitterte frühe Alter, das so viele Sowjetmenschen fast zeitlos erscheinen läßt. Seine Sicherheit, mit der er uns entgegenzutreten versuchte, war nur gespielt. So beherrscht, fast weltmännisch das Gesicht offenbar die Spannung verbergen wollte, die in diesem Augenblick in ihm lebte, so konnte er doch nicht verhindern, daß ihm die breiten, sichtlich arbeitsgewohnten Hände vor Erregung zitterten, als er uns seine Ausweispapiere entgegenhielt. „Kapitan K.", stellte er sich mit leichter Verbeugung vor. Er gehörte zum Pionierstab der uns gegenüberliegenden Armee. Wir beschlossen, ihn in unserem Wagen mit nach rückwärts zu einer höheren Einheit zu nehmen. Dies nun ist die Lebensgeschichte des Kapitan Kaprianow, die er uns, der wie alle Russen wie ein Buch sprach, sobald die Schleusen erst einmal geöffnet sind, auf der langen Fahrt erzählte. Die Geschichte vom schweifenden

Nomadenleben eines Sowjetmenschen, der keine Heimat kennt, keine für uns faßbare Überzeugung und keinen Sinn des Lebens oder des Todes.

„Als die Revolution ausbrach", so begann er, „war ich in dem Dörfchen in den großen nördlichen Wäldern bei Wologda, wo meine Eltern lebten, schon aus der Schule. Wir hatten nur drei Klassen. Ich war schon vierzehn Jahre alt. Wir waren arm wie alle im Dorf, hatten zwei Kühe und ein Pferd und arbeiteten in den Wäldern. Meine älteren Brüder kämpften als Soldaten bei den Roten. Sieben Jahre später, im Jahre von Lenins Tod, wurde auch ich Soldat. Ich hatte mich freiwillig gemeldet und kam nach Leningrad auf die Kriegsschule. Es war nicht einfach, dieser Anfang. Die Jungen aus der Stadt hatten vor mir, der ich kaum lesen und schreiben konnte, viel voraus. Aber ich wollte gern lernen und, wie man mir versprochen hatte, Offizier werden. Ich war damals im Komsomol ein begeisterter Kommunist. Aber auch das war nicht einfach. Viele unserer Lehrer auf der Kriegsschule standen innerlich auf der Seite von Trotzki, sie machten keinen Hehl daraus. Eines Tages holte man unseren Direktor, einen Oberst, vom Exerzierplatz fort ins Gefängnis. Er wurde als Trotzkist erschossen. Wir Jungen, die wir bis dahin leidenschaftlich diskutiert hatten, verstummten, da wir uns nicht auskannten. Es war mein erster großer Eindruck, als wir die Nachricht vom Tode des Obersten erfuhren, der zwar noch in der Zarenzeit Offizier geworden, aber gleichzeitig auch altes Parteimitglied war.

Im Jahre 1928 wurde ich nach Tomsk in Sibirien versetzt. Das Leben in dieser Garnison, weit von Westrußland entfernt, gefiel mir gut. Mit dem Schliff der Leningrader Kriegsschule hatte man dort etwas voraus. Ich war nun Unterleutnant und begann in der Partei eine Rolle zu spielen. Im nächsten Jahr gab Stalin den Befehl zur Kollektivisie-

rung der Landwirtschaft. Die meisten von uns in der Garnison waren Bauernsöhne und verstanden nicht, was Stalin beabsichtigte. Ein Jahr darauf wußten wir es. Wir hatten Briefe von zu Hause bekommen, aus denen wir sahen, daß sie Not litten und alles verloren hatten. Ich hielt einen Vortrag in der Partei, in dem ich die überstürzte Kollektivisierung tadelte. Dies brachte mir einen Verweis und einen Vermerk in meine Akten ein, über den ich später stolpern sollte. Wir hatten diese Revolution mitgetragen. Wir wollten eine bessere Welt aufbauen. Nun aber sahen wir, daß es unseren Leuten nicht besser, sondern trostlos schlecht ging. Ich wurde kurz darauf an die mandschurische Grenze kommandiert und bekam in Chabarowsk im Fernen Osten die Leitung einer Pionier-Unteroffizierschule.

Die Schwierigkeiten in meinem Leben wurden auch dort nicht geringer. Der Vermerk in meinen Akten reiste mir die ganze weite Strecke nach, und ein Kommissar, der sich in Moskau durch scharfe Maßnahmen beliebt machen wollte, schloß mich aus der Partei aus. Gleichzeitig wurde mir mitgeteilt, daß ich vorläufig nicht weiter befördert werden könnte. Es war die Zeit des mandschurischen Konflikts. Wir rechneten bei der Fernostarmee täglich mit dem Ausbruch des Krieges gegen Japan. Die sowjetischen Staatsangehörigen wurden aus der Mandschurei zurückgeholt. Unter ihnen auch die Familie meiner späteren Frau. Ich war nun in Wladiwostok in Garnison. Wir heirateten dort und verbrachten trotz aller politischen Spannungen und trotz meines schweren Dienstes ein glückliches Jahr. Das einzige, an das ich mich in meinem Leben erinnern kann.

Die Familie meiner Frau litt schwer unter der bedrückten Atmosphäre in der Sowjetunion. Sie waren das freie und unbeschwerte Leben von Charbin gewöhnt, wo mein Schwiegervater an der nordmandschurischen Bahn angestellt gewesen

war. In Wladiwostok herrschte damals beständiger Ausnahmezustand. Selbst als Offizier konnte man sich nicht frei in der Stadt bewegen. Der jüngere Bruder meiner Frau versuchte nach Charbin zurückzukehren. Als er die Grenze überschreiten wollte, griffen sie ihn auf und erschossen ihn ohne Verfahren noch in jener Nacht."

Es war der Beginn der Leiden von Kapitan K.'s Frau. Sie bekam schnell hintereinander drei Kinder, aber sie konnte sich nicht an ihnen freuen.

Kapitan K. schien, als er soweit in seiner Erzählung gekommen war, das Ungewöhnliche seiner Lage völlig vergessen zu haben. Er erzählte im Auto als Gefangener zwei ihm völlig fremden Deutschen die Geschichte seines Lebens. Aber das Ungewöhnliche gerade ist dem Sowjetmenschen das Alltägliche. Er rechnet in nichts mit Beständigkeit und Dauer. Sobald er von sich selbst zu sprechen beginnt, brechen alle verborgenen Untertöne des Landes mächtig aus ihm hervor. Die enttäuschte Sehnsucht nach Liebe, der Haß, die verschlagene Grausamkeit — dies alles beginnt dann im Untergrund mitzuschwingen. Selbst für den, der die Sprache nicht beherrscht, sprechen die Physiognomien eindringlich. Die nackte Kreatur tritt vor uns hin.

„Es war Hungersnot. Obwohl es nicht verboten war, wußte ich, daß es ein Risiko sein würde, wenn wir uns Lebensmittel von unseren Verwandten in Charbin schicken ließen. Wir wagten es, weil unsere Kinder sonst umgekommen wären. Wir erhielten nun des öfteren Päckchen mit Speck und Wurst. Dies brach mir den Hals. Im Sommer 1937, jenem Sommer des Tuchatschewski-Prozesses, wurde der Stab unserer Fernostarmee zweimal fast völlig ausgewechselt. Die meisten wurden verhaftet und gefangen nach Moskau zurückgeschickt. Als auch mich das Schicksal ereilte und sie mich eines Morgens aus meiner Wohnung abführten,

hatte ich wenigstens das Glück, nicht sofort nach Moskau geschafft zu werden. Ich blieb in Wladiwostok im Gefängnis unter der Anklage verbotener Beziehungen mit dem Ausland. Die Päckchen, meine Herren!

Es wurden fünfundzwanzig Monate daraus. In unserer Zelle, die für dreißig Gefangene gebaut war, saßen wir zu hundertundfünfzig Mann. Meist Offiziere, Kommissare, Beamte. Unsere Zelle war unsere Folterkammer. Die Folterwerkzeuge waren Stühle, einfache ganz gewöhnliche Schemel. Auf ihnen mußten wir Platz nehmen und unendlich viele Stunden mit aufgerichtetem Oberkörper still sitzen. Wer sich vornüberbeugte, wurde geprügelt und kam mit verschwollenem Gesicht zurück. Nach einigen Wochen gab es viele, die sogar die Prügel im Hof als eine Befreiung von der Qual der Bewegungslosigkeit empfanden. Schließlich unterschrieben fast alle die Protokolle, die man ihnen vorlegte. Ich hielt aus. Im Sommer 1939 endlich kam meine Verhandlung. Es war kein Gericht, sondern eine Komödie. Aus Gründen, die mir bis heute unbekannt sind, wurde ich freigesprochen: Verurteilt zum Leben."

Er holte seine Brieftasche hervor und zeigte uns das Freisprechungsurteil. Noch jetzt faltete er es wieder wie ein Heiligtum zusammen.

„Als ich aus dem Gefängnis entlassen war und mich befehlsgemäß bei der Kommandantur meldete, wurde mir von einem Kommissar, der mich fast honigsüß begrüßte, mitgeteilt, es sei beschlossen worden, den Kapitan K. in die ‚Kommission zur Erneuerung der Fernostarmee' zu berufen. Ich war völlig verblüfft über diese Wendung. Wieso sie herbeigeführt wurde, ist mir ebenfalls nie bekanntgeworden. Jedenfalls saß ich am nächsten Tage schon in meiner alten Uniform als Hauptmann im Büro dieser Kommission. Ich war noch einmal entschlossen, alles zu vergessen. Warum

sollte ich nicht von vorne anfangen können? War nicht alles nur ein Irrtum gewesen? Genau sechs Wochen später war ich degradiert und aus der Armee, wie es hieß, für alle Zeiten ausgestoßen. Ich hatte in einer technischen Frage einem Kommissar widersprochen. Es handelte sich um mein mir zugeteiltes Arbeitsgebiet. Ich war sogar verpflichtet, dazu meinen Standpunkt zu vertreten. Es war zu Ende.

Hier muß ich einschalten, wie es meiner Frau inzwischen ergangen war. Drei Tage nach meiner Verhaftung erschienen in unserer Wohnung in Wladiwostok Beauftragte der Kommandantur und verlangten Räumung der Wohnung des Staatsfeindes K. binnen vierundzwanzig Stunden. Meine Frau verkaufte noch am selben Tage alles, was wir besaßen, gab die beiden älteren Kinder in ein Waisenhaus und fuhr, das Jüngste im Arm, quer durch Sibirien bis nach Uljanowsk zu ihrer Schwester. Dort angekommen, wurde ihr, kaum hatte sie ihre Geschichte erzählt, auch schon die Tür gewiesen. Wer könnte es wagen, die Frau eines in Untersuchungshaft sitzenden Offiziers aufzunehmen? Sie reiste weiter, nun tief nach dem Süden und landete schließlich in Achschabad (einer asiatischen Stadt mitten in der trostlosen kasakischen Steppe weit östlich des Kaspischen Meeres)."

„Warum fuhr sie ausgerechnet nach Achschabad?" fragte der Dolmetscher.

„Ich weiß es nicht. Sie kannte dort niemand, aber sie wollte wohl irgendwohin, wo es warm ist", antwortete er. „Sie wurde dort Kassiererin in einer Fabrik. Als ich ihr nachgereist kam, besaß sie ein Kleid, ein Hemd und ein Paar Schuhe und dazu ein viertes Kind, dessen Vater ich schwerlich sein konnte. Von unseren beiden in Wladiwostok zurückgelassenen Kleinen war eines umgekommen. Das andere hatte ich mitgenommen.

Ich mußte nun ein neues Leben beginnen. Ein Mitgefangener hatte mir noch eine Empfehlung an ein Sägewerk in Noworossijsk mitgegeben, dessen Direktor sein Freund war. Wir machten von unseren letzten Rubeln diese neue weite Reise hinüber über das Kaspische Meer und die kaukasische Ebene. Ich wurde als Arbeiter eingestellt. Nach einem Jahr war ich schon Buchhalter. Dann, als die Deutschen schon am Asowschen Meer standen, wurde ich wieder eingezogen, und zwar als einfacher Soldat. Der Zufall verschlug mich nicht an die Front, sondern in ein Wehrmeldeamt, und zwar als Helfer in das Büro zur Wiederherstellung alter Dienstgrade."

Hier nun, da wir wohl etwas erstaunt schienen, fing K. zu glucksen und zu lachen an.

„Das Büro", meinte er, „war wie für mich geschaffen. Meine alten Papiere waren verlorengegangen. Ich saß an der Quelle. Ich habe mich dann selbst wieder zum Kapitan ernannt und mir die Ernennung ordnungsgemäß mit der Post nach Hause zustellen lassen. Ich verfügte über alle Stempel, auch über den Gummistempel mit der Unterschrift des Kommandeurs. Mit diesen Papieren habe ich mich dann beim Pionierstab dieser Armee gemeldet, bei der ich noch heute wäre, wenn sie nicht zufällig hier bei Noworossijsk in die Nähe des Dorfes gekommen wäre, in dem jetzt meine Frau lebt. Ich bin übergelaufen, um meine Familienverhältnisse zu regeln. Sie werden mich doch nach Hause lassen?"

Damit endete die Erzählung K.'s. Er ist übrigens ein Pechvogel geblieben. Wir haben ihm tatsächlich die Möglichkeit gegeben, in sein Heimatdorf zu kommen. Dort fand er die Seinigen obdachlos vor. In der vorhergehenden Nacht hatte eine sowjetische Bombe ausgerechnet die kleine Bauernkate zerstört, in der sie wohnten.

K. ist ein Russe, gewiß. Aber er ist noch etwas anderes:

ein Sowjetmensch. Ein gehetztes Geschöpf, das mit angeborener Intelligenz auf geraden und öfter noch auf krummen Wegen das nackte Leben irgendwo erhalten und durchschmuggeln muß. Der Mann war der Sohn von Analphabeten. Er hat, bedenkt man dies, erstaunliche Fähigkeiten gezeigt. Das, was aus ihm hätte werden können, blieb trotzdem nur ein kümmerlicher Ansatz. Das System wollte es nicht anders. Es weckte diese Menschen auf, um sie sofort wieder in Ketten zu schmieden, die nun, da sie wach sind, viel schwerer drücken. Das ist das entscheidende Problem des Sowjetismus. Er hat einen neuen Menschentyp geschaffen: den technisierten Nomaden. Der Strolch und Vagabund, der in jedem Russen steckt, der Eulenspiegel und der ruhelose Zigeuner — dies alles ging in den bolschewistischen Schmelztiegel ein, aus dem der Sowjetmensch entstanden ist: Der innerlich ausgehöhlte Mensch. Durch Tausende von Kilometern in diesem endlosen Raum hin und her geschleudert. Verschlagen und listig. Des Abends voll schwermütiger Melodien. Des Morgens grausam und herzlos. Begabt zu erstaunlichen Leistungen, die planlos im Nichts verlaufen. Sinnvoll entwickelt und geführt eine Kraft, die Außerordentliches zutage fördern kann. Irregeführt eine furchtbare Gefahr für jede Kultur.

Alles, was in der Sowjetunion geschah, lief auf die Abtötung jeglicher Art von Gemeinschaft hinaus. Der einzelne ist nur noch ein Staubkorn, das durch die gewaltigen Weiten des unendlichen Raumes der Sowjetunion geschleudert wird. Der größere Teil der Kommissare, die wir vernommen haben, erwies sich nicht so sehr als Bannerträger einer Idee — dies war zunächst unsere Annahme — denn als Glieder einer Befehlsmaschine, die den Massen, die ihnen gehorchen, jede selbständige Regung zu nehmen haben. Bei uns wird befohlen und gehorcht. Auf der Selbstverständlich-

keit dieser Disziplin baut sich der Geist der deutschen Wehrmacht auf. Auf das engste damit verbunden aber ist die Gleichwertigkeit des Kameraden, gleichgültig, welchen Rang er bekleidet.

Im Sowjetismus hingegen gibt es überhaupt keinen Wert, der dem Menschen zugebilligt wird. Nur selten erfahren zum Beispiel die Angehörigen gefallener oder gefangener Sowjetarmisten etwas über das Schicksal ihrer Nächsten. Sie werden aus den Orten, wo sie gerade zufällig wohnen, herausgerissen und verschwinden. Ob sie wiederkommen, ob sie irgendwo liegenbleiben, niemand weiß es, niemand kümmert sich darum. Umgekehrt rechnete auch die Mehrzahl der Gefangenen, die wir fragten, kaum mehr damit, ihre Angehörigen später einmal wiederzusehen.

Die Völkerwanderung innerhalb der Sowjetunion ist völlig unübersehbar. Die Massen fluten hierhin und dorthin, keiner weiß, wo er übermorgen sein wird. Da nun aber im russischen Charakter das Heimatgefühl trotz aller Fluktuation vor allen anderen Dingen tief verwurzelt war, wie wir im Gegensatz zu oft geäußerten Meinungen immer entdeckt haben, hat diese Entwurzelung erst eigentlich den mechanisierten Menschen geschaffen, der uns als der typische Sowjetmensch tausendfach entgegengetreten ist. Er ist ein Roboter mit einem Uhrwerk im Bauch, der mit aller Brutalität aufzutreten vermag, solange das Uhrwerk läuft, aber mitten in der Bewegung erstarrt, wenn es abgelaufen ist. Millionen, denen Seele und Leben zugleich geraubt wurde. Und mit welchem Erfolg! Man müßte ein Narr sein, wenn man verkennen wollte, was dieses System mit seinen Methoden erreicht hat. Der Maschinenmensch vollbringt natürlich mehr als jede Maschine. Das ist einleuchtend. Nach dem Preis kann keiner fragen, den das kostet. Die Frage wird freilich schließlich doch von den Völkern des Ostens gestellt werden.

Doch wann? Und wie? Für diese Völker kommt es auf den Zeitpunkt nicht so sehr an, zu dem sie zu fragen beginnen, weil sie vorläufig unerschöpflich sind.

Die schweifenden Völker sind für die seßhaften Kulturen immer der Abgrund der größten Gefahr gewesen. In der Geschichte des alten Ägypten gibt es eine dunkle Stelle, die sich über mehrere Jahrhunderte erstreckt. Es war die Zeit, in der die Hyksos, ein Beduinenvolk mit streitbaren Wüstenprinzen an der Spitze, das Niltal eroberten. In den Jahrhunderten der Hyksoszeit wurde die feste Ordnung der Dynastien vernichtet. Sie erstand erst wieder, als sie aufgesogen oder vertrieben waren.

Der technisierte Nomade ist das letzte und sicherlich das gefährlichste Erscheinen dieser uralten Menschheitsgefahr. Er bedient die Apparate, die von einer anderen Zivilisation ersonnen worden sind, mit der instinktiven Sicherheit des Wilden. Er würde, wenn er im Heimatboden hätte verbleiben können, bei seiner angeborenen hohen Intelligenz und Vitalität erstaunliche Leistungen vollbringen. Der eigentliche Sinn des Sowjetismus ist es indes, daß die vollständige Loslösung des einzelnen von allen Bindungen in einem so hohen Maße erreicht wurde, daß es nur noch den Zentralwillen gibt, dem die technisierten Nomaden blind gehorchen. Dem entspricht das System der von jeder Ganzheit gelösten Fachschule wie das System der gegenseitigen Überwachung und Bespitzelung, wie schließlich das Stachanow-System der wilden Schwitzarbeit.

In diesem Land kann die Gewinnung für Europa, die Einbeziehung in unsere geistige Welt erst beginnen, wenn seine Menschen seßhaft werden. Das spürte noch K., als er sich gegen die kollektive Verrottung des Landes wehrte, solange er noch jung und ein Idealist war.

DAS EMOTIONALE

EIN NACHMITTAG IN MADRID

Am Flugplatz von Madrid zeigte man mir fern am Rande der kastilischen Hochebene ein riesiges schwarzes Kreuz, das über einen grünen Hügel gebreitet ist. Am Fuße dieses Gebirges haben die Roten zeitweise jeden Tag Gefangene abgeschossen, die sie aus den Gefängnissen der Hauptstadt dorthin zur Exekution schleppten. Wer sich wenige Stunden vorher noch im heiterbewegten Lissabon vom Fluß eines lebhaft schimmernden Lebens treiben ließ, wird dergestalt von Spanien empfangen, daß er sich gewiß sein muß, auf einem Boden zu stehen, auf dem der erste Kampf dieses großen Krieges um Europa ausgetragen worden ist. Durch mißliche Umstände waren es nur wenige Stunden, ein Sonntagnachmittag, die mir zum Aufenthalt in Spanien vergönnt waren. Indes, ein wohlgenutzter Augenblick mag größere Fülle in sich schließen als viele verlorene Tage.

Wenn man die Menschen Madrids gesehen hat, diese Menschen in ihrer besonderen Armut und ihrem besonderen Luxus, und wenn man gesehen hat, wie diese Stadt so seltsam unwirklich aus der weiten leeren Hochebene aufsteigt, wird man nicht versuchen, die Rätsel, die Spanien dem Fremdling aufgibt, zu ergründen. Ebenso viele Wochen, wie mir Stunden hierfür geschenkt waren, hätten schwerlich ausgereicht. Aber der Prado, so hörte ich alsbald, sei offen.

Hier vielleicht könnte sich noch am ersten die verschlossene Seele dieses Landes ein wenig enthüllen, das immer am Rande gelegen hat und immer doch gleichzeitig ein Mittelpunkt seiner eigenen Welt war, die es weit über den Ozean hinaus um sich aufrichtete.

Der Prado ist ein langgestrecktes rotes Backsteingebäude aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts. Nichts kündet an, welche Kostbarkeiten uns erwarten, wenn wir die kleine Freitreppe hinaufsteigen. Die äußere Gewandung der Museen ist nicht völlig gleichgültig. In Perugia ist es ein rührendes altes Haus, in dessen oberem Stockwerk man über knarrende Dielen in die kleinen Kämmerchen gelangt, in denen die sanfte Farbenpracht der umbrischen Malerschule schlummert. So auch verzichtet der Prado auf jeden äußeren Glanz. Viele sehr gute Freunde, die teilweise seit frühester Jugend schon unsere Begleiter und Erzieher gewesen sind, erwarten uns hier und noch mehr Unbekannte, die entdeckt sein wollen. Es waren nur zwei Stunden Zeit, ich hatte mir vorgenommen, genau hauszuhalten und davon über die Hälfte für Greco und Velazquez anzuwenden. Mit solchem Vorsatz eilt man dann, ohne nach rechts und links zu schauen, mit einem Achselzucken des Bedauerns vorbei an den goldschimmernden Meistern der Frühzeit. Man traut sich kaum, den Blick zu ihnen zu erheben, weil man doch keine Entschuldigung weiß, hier nicht zu verweilen — und tritt bei Greco ein.

Es sind zwei große Säle. Die Menschen stehen und flüstern. Als der Blick, eingestellt auf die Erinnerung an die vereinzelten Grecos in München, Paris und anderen Orten, zunächst nur das Wunder der Farbe zu erfassen suchte, mußte er sich vor Verwirrung abwenden. Kaum schien es denkbar, sich hier, unvorbereitet und wie man gerade von Reise und Straße kam, zu vergessen. Die Ehrfurchtslosigkeit dieser

Anstalten, die wir Museen nennen, wurde doppelt schmerzlich fühlbar. In diesen beiden Sälen Grecos im Prado muß man sich so überwältigt fühlen, daß man völlig hilflos ist. „El Greco", „der Grieche", Domenico Theotocopuli aus Kreta, der in Toledo die Fülle seiner Werke schuf, steht, wenn er uns dergestalt umgibt, außerhalb von Raum und Zeit, daß man es schwerlich unternehmen kann, ihn anders zu bezeichnen als mit Worten aus der Natur: mit Blitz und Sturm und Abendröte, mit Eiche und Zeder und Efeu.

Man wird, so man die Wände dieser beiden Säle abschreitet, bald bemerken, vor einem Werk zu stehen, das sich in Stufen aufbaut, die sich schließlich in den Wolken verlieren. Zahllose Porträts der Ritter und Domherren von Toledo zeigen noch, wie diese kretische Hand von Tizian und Tintoretto gelehrt worden ist, den Pinsel zu gebrauchen. Doch schon drückt sich in den Gesichtern aus, was er von seiner Welt in diese Menschen hineintrug, die ihm in seiner Werkstatt saßen. Dort aber, wo er von jedem Vorbild abgelöst seine eigenen Geschöpfe schildert, bei der Darstellung des Andreas und des Franziskus vor allem, erreicht er die äußerste Grenze unserer Welt. Greco malt dann nicht Menschen, sondern das Außermenschliche, das Wohnung in Körpern genommen hat. Viele dieser Gestalten befinden sich in einem Zustand der Verzückung, des entrückenden Gebets. Dennoch — es ist nicht die Beziehung auf ein Jenseits, das in diesen Bildern Form und Ausdruck findet, wenn unter Jenseits nur etwas verstanden wird, was hinter unserer eigenen Welt liegt, zu dem man nur durchbrechen kann, wenn dieses Leben vollendet ist. Das Außerordentliche und offenbar Einmalige an Grecos Bildern der „zweiten Stufe" liegt vielmehr darin, daß die Ekstase oder auch die Sammlung auf einen anderen Gravitationspunkt der Seele hier zu einem einfachen, ja selbstverständlichen Zustand wird.

Man kann Greco nicht lieben. Nach der ersten Blendung und Überwältigung kann man wohl zunächst nur sagen, daß hier vor mehreren Jahrhunderten auf europäischem Boden der Welt ein Menschentum schon einmal für eine kurze Zeitspanne erschlossen war, das in einer vollkommenen Herrschaft des „Geistes außer uns" bestanden haben muß. Es ist also nicht das Gebet und die Wandlung der eigenen Seele, die Greco gemalt hat, sondern die Verwandlung des Menschen in eine andere Substanz. Also das Mysterium selbst, das in allen Weltreligionen dem Priester als dem Mittler vorbehalten bleibt. Insofern müssen sich an Greco die Geister scheiden. Das Christliche in dogmatischem Sinne wird gegenüber diesem unerhörten Versuch ebenso unwesentlich wie gar das Kunsthistorische. Philipp II., konsequenter katholisch als die Päpste seiner Zeit, die voller Generosität die süffige Renaissance geschlürft haben, hat Greco abgelehnt, wie er später bei Jakob Burckhardt keine Gnade fand und von Justi sogar geschmäht wurde. Vom Katholischen her ist das, was Greco unternommen hat, reine Ketzerei, wie es für das 19. Jahrhundert als unverständlicher Aberwitz erscheinen mußte. (Den scharlachroten Großinquisitor mit der schwarzumrandeten Brille vor den unbestechlich kalten Augen mag er darum wie zum Selbstschutz gemalt haben.) Seine Porträts, die wir zunächst als eine Vorstufe bezeichneten, sind nun freilich auch Voraussetzung, da ohne die vollkommene Durchdringung der menschlichen Seele, um die es Greco in diesen Bildern zu tun ist, die Erschließung des Mysteriums nicht möglich wäre.

Es ist in diesen beiden Sälen der Beweis erbracht, daß die Wandlung aus dem Menschlichen in eine übermenschliche Substanz vollzogen werden kann und vollzogen worden ist. Nur glaube ich nicht, daß hier nun eilfertig vom Übersinn-

lichen gesprochen werden darf. Dies würde die wahre Bedeutung Grecos ebenso zudecken wie unverbindliche Formeln von „visionärer Kunst". Aus Greco spricht vielmehr, daß die Grenzen unserer eigenen Sinne unendlich weiter gesteckt sein müssen, als wir uns dies, sei es aus Bequemlichkeit, sei es aus Ungeübtheit, zugeben wollen. Man kann sich nicht lange bei Greco aufhalten. Es ist dort wie in der ägyptischen Sage von dem verschleierten Bild von Saïs. Man kann nur sehen und fliehen, wenn man nicht bereit ist, wie es jene ägyptische Sage will, zu sterben, womit wir nicht meinen, tot hinzusinken, sondern dem Leben unserer begrenzten Sinne zu sterben, dem wir nun einmal verhaftet sind. Diesen Preis werden die wenigsten zu zahlen bereit sein.

Von jeher schon hat man gefühlt, daß Greco nicht eigentlich spanisch ist. Die Sonne Toledos hat ihn gereift, wie in Venedig die Knospen seiner Kunst zum Blühen kamen, aber sein byzantinisch-griechischer Muttergrund hat ihn gesäugt. Die innere Verbindung mit den Ikonostasen, die im byzantinischen Museum zu Athen als eine düstere und unheimliche Welt hängen, ist weit enger als zu allen anderen Spaniern im Prado. Zurbarán nicht ausgenommen, der gegenüber Greco der wirkliche Spanier ist. Bei Zurbarán findet sich jenes dunkle Feuer der disziplinierten Ekstase, wie es sich weltgeschichtlich in Philipp und Ignatius manifestiert. Jener Ekstase, die nur aus der eigenen Seele hervorbricht und ihre Sentimentalität (im Sinne Schillers verstanden) zur Grundlage der ganzen Weltordnung machen will. Die Form ist dabei vollkommen gewahrt, die Farbe gebrochen. Zurbarán benötigt den Priester. Greco kann malen und hat gemalt, was der Priester nur versprechen kann.

Es genügt für uns zu wissen, daß es irgendwo in Europa

zwei solcher Säle mit Bildern gibt, von denen aus es ein Zurück in unsere Zeit nur zu geben scheint, wie es dem alternden Hölderlin widerfuhr. Hölderlin rechnet unserer Zeit schon so sehr zu, daß er diese Spannung nicht aushält, die Greco zum Gesetz machen konnte. Ich glaube freilich nicht, daß unser Unvermögen, in jenen Zonen klaren Sinnes zu weilen, ein Anzeichen für die Verkümmerung des Menschengeschlechts wäre. Die Entdeckungen des Greco über die Grenze der menschlichen Seele können mit jenem Augenblick verglichen werden, in dem man zuerst erkannte, daß die Erde nicht eine Scheibe, sondern eine Kugel ist. Solche Entdeckungen können wieder verlorengehen, und sie müssen es vielleicht. Jedes Zeitalter beginnt schließlich von neuem. Das ist der Sinn der geschichtlichen Krisen.

Von Greco zu Velazquez ist es im Prado nur ein Schritt. Hier könnte man viele Tage zubringen: Immer von neuem erfüllt von Staunen über diese lässige Souveränität, mit der in Farbe und Form Dingwelt und Menschenwelt so bewahrt sind, daß für alle Ewigkeit das Spanien Philipps IV., das sonst gar nicht sehr bemerkenswert war, zu den Glanzzeiten der Menschheitsgeschichte rechnet. Von Velazquez gibt es dieselbe Geschichte, die das Altertum schon von Apelles berichtet, der die Trauben so gemalt hat, daß die Vögel versuchten, sie mit ihren Schnäbeln zu picken. So sollen in des Velazquez Bild von den „Meniñas", den Hoffräulein, die die kleine Prinzessin Margarethe betreuen, die Menschen hineingelaufen sein, weil sie nicht erkennen konnten, wo das Zimmer aufhört und das Gemälde beginnt. Zur Unterstützung der Sage ist vor den „Meniñas" heute auch ein kleines Gitter aufgebaut. Sie befinden sich in einem eigenen Kabinett, das dergestalt beleuchtet wird, daß man

seitlich eine Tür offen läßt, durch die das Licht hereinflutet und schräg auf das Bild trifft. Gegenüber in der Ecke des schmalen Raumes ist ein großer Spiegel so angebracht, daß man von einem bestimmten Punkt des Zimmers aus — den Rücken zum Meisterwerk gekehrt — das Ganze im Spiegelbild erblickt; eine Idee, die den Spaniern, die den Prado besuchen, sehr wohl gefällt. Übrigens ist sie mehr als eine Spielerei, da das Bild in der Tat, so im Spiegel betrachtet, eine ganz merkwürdige Plastik erhält. Die Hofzwerge mit dem Hund im Vordergrund erscheinen weit vorgeschoben. Dadurch gewinnt der sich verjüngende Hintergrund bis zur Tür, durch die eben der Palastquartiermeister das Zimmer betritt, und zu dem Spiegel, in dem sich so raffiniert der König und die Königin reflektieren (die von der anderen Seite gerade in den Raum eintreten), an Tiefe.

Greco läßt sich kaum im Druck wiedergeben. Das, worum es sich eigentlich bei ihm handelt, geht dabei unwiederbringlich verloren. Velazquez hingegen kann man aus Büchern gut kennenlernen. Es bereitet dann allerdings Glück, das gesammelte Meisterwerk leibhaftig vor sich zu sehen. An einer Wand im Hauptsaal hängen zum Beispiel vier Bilder von Hofzwergen. Das ist durchaus Shakespeare. Man glaubt, sie würden den Mund auftun und einen berühmten Satz des Narren im „König Lear" sprechen. Sie sind sehr klug, diese Zwerge, und der bekannteste unter ihnen, Don Antonio, el Inglès, scheint sogar von der Insel nach der Halbinsel importiert zu sein. Er hält eine schwarzweiße Dogge am roten Halsband fest und schaut uns männlich an, als wollte er sagen: „Lacht nur, daß ich kaum größer bin als der Hund. Nur ich kann beurteilen, wie leicht man auf den Hund kommt, ihr Großen, die ihr auf Pferden reitet."

Und dann der andere, der Hofzwerg Don Diego de Acedo, der Gelehrte unter seinesgleichen, der einen Folianten, halb

so groß wie er selbst, wälzt, das Tintenfaß vor sich und den Blick sehr philosophisch ins Leere gleiten lassend. Ein Souverän unter den Zwergen Seiner Majestät, ein Souverän, der es nicht wie Antonio, el Inglès, nötig hat, mit kühnem Federbusch und goldenem Wams zu imponieren, der vielmehr die stille Bescheidenheit des Gelehrten für ausreichend findet, zumal sie auch bei ihm soviel hochmütiger ist als der Pomp und die Prunksucht des Fürsten. Denn er hat an den Quellen der Weisheit getrunken, und Velazquez hat es voller Gutmütigkeit dabei bewenden lassen, daß der gelehrte Zwerg es wirklich glaubt.

Velazquez ist unter den großen spanischen Malern der einzige, der nicht erschreckt. Sein Werk ist ein Epos, durchsetzt mit entzückenden Sonetten. Was ihn so groß macht, ist, daß er die Welt liebt, wie er sie findet: als Hofmaler Seiner Majestät des Königs. Doch hängt im Hauptsaal ein in vielen braunen Tönen gemaltes Bildnis des Fabeldichters Äsopus, aus dem plötzlich das Wissen um den Hintergrund der Menschen und Dinge hervorstrahlt, die Velazquez im allgemeinen malt. Dieser Äsopus ist häßlich wie Sokrates. In Velazquez' Vorstellung muß vielleicht gerade diese Häßlichkeit es gewesen sein — sie mag dem Fabeldichter im Leben viel zu schaffen gemacht haben — die des Äsop Liebe zu den Tieren gezeugt hat, von der wissenden Kreatur zur unwissenden. Aus unerfindlichen Gründen hat er einen Kübel neben sich stehen. Ich weiß nicht, was er bedeuten soll, aber sicher steckt dahinter eine Geschichte, wie wir sie aus den „Wolken" von Aristophanes kennen. Und eine Geschichte steckt überhaupt in jedem Bild, hinter den Prinzessinnen vor allem. Nur auf den ersten Blick erscheinen sie als virtuose Gewandstudien. Gewänder konnten auch andere virtuos und sogar genial malen, wie van Dyck, ohne daß sie doch mehr gemalt hätten als diese. Bei Velazquez

tritt selbst hinter der strengen spanischen Etikette noch der ganz geheime und verborgene Mensch hervor. In diesen Prinzessinnen besonders, die doch schnell aus ihren Reifröcken herausschlüpfen werden, um ein wenig zu spielen. Hier also lächelt Spanien einmal. Die Spanier lieben darum Velazquez am meisten. Das dunkle Genie und Geschick ihres Landes hat er in die Heiterkeit des souveränen Schilderers getaucht, dem nichts fremd ist — auch nichts Göttliches.

Zu Goya! Schon beim Eintreten hatte ich im abschließenden hintersten Saal flüchtig das Riesengemälde der Familie Karls IV. erblickt. Ich kannte es gut. Aber welche Überraschung! Ich wußte nichts von ihm, weil ich seine Farben nicht gesehen hatte. In den Büchern ist es immer hell-dunkel, die Figuren der Damen, die furchtbare Königin in der Mitte, treten glänzend aus einem dunklen Hintergrund hervor. Nicht aber in Wirklichkeit. Da ist es eine Symphonie von Farben, wie sie so strahlend nur selten wieder erscheinen. Auch bei Goya nicht. Es ist sehr viel über dieses Bild geschrieben worden, weil sich in ihm der ganze Goya zusammenballt. Der Schilderer der Menschen und ihrer Abgründe, der Leidenschaften und Verbrechen, des Blutrausches und der Schönheit. Er, der Porträtist schöner Damen, interessanter Herren und reicher Dummköpfe, hat in diesem Bild der königlichen Familie, gleichviel ob es Absicht war oder nur die Lust am Spiel der Natur, das Unheil seines Landes verkündet, das ihm durch so viele Jahrhunderte hindurch von den Regierenden zuteil geworden ist. Den törichten König eingeschlossen, sind es alle Verbrecher, die wir da sehen. Erschütternd der kleine Prinz an der Hand der medusenhaften Königin, gewandet in leuchtenden Scharlach,

der noch nicht ahnt, daß auch er schon zehn, zwölf Jahre später ein Verbrecher und Hundsfott sein wird, so wie das kleine Mädchen eine schamlose Dirne werden und später einmal ähnlich zerfetzte Züge einer alten Geierin tragen wird, wie die gespenstische Ahnfrau im Hintergrund. Und dann neben allen diesen Gezeichneten ein Gesicht voll edelster Unschuld, schüchtern staunend, daß dies alles Krone und Diadem tragen darf: die Gemahlin des Dauphin, an der vom blauen Ordensband geschmückten Brust behutsam ein Neugeborenes.

Man kennt die unheimlichen Varianten des Goya. Man ist erschüttert über die Ausgeburten seiner Träume, wie über die verruchte „Erschießung der Aufständischen", die, einen Schritt vor den Gewehren der Soldaten Murats kniend, unversöhnt und panisch entsetzt in den Tod gejagt werden. Fast ist es gut, daß keine Reproduktion auch nur annähernd wiedergeben kann, wie da die Wunden klaffen und das Blut die ungerührte Erde tränkt. Nirgends aber hat Goya so wie in diesem Königsbild seinem Land gedient. Die Orden glitzern, unter den Bändern spannen sich die schamlosen Brüste der königlichen Weiber, die Hosen und Waden der Männer sind prall und geckenhaft. Dahinter steht Goya selbst an der Staffelei — es war nötig, weil die königliche Familie aus dreizehn Köpfen bestand — und hinter Goya steht das Land, dieses arme, schöne, gequälte, melancholische Land der Sierras und ihrer Bauern, der schmalen Flußtäler und der fruchtbaren Küsten, das ausgesogen worden ist, bis es schrie, bis seine im Staube sich wälzenden Menschen sich aufbäumten, um anzuklagen. Es wird bei Goya die soziale Absicht bestritten, und es mag dies sehr wohl so sein. Aber darum handelt es sich nicht. Augen hat er gehabt, die durch alles hindurchgeblickt haben, was sich so funkelnd und prachtvoll vor ihm, dem Unbestechlichen, auftat.

Man wendet sich in diesem selben Saale um, und vor sich sieht man die beiden Majas. Lieblich nebeneinandergelegt, die bekleidete links und die unbekleidete rechts von der Tür. Hier also sollst du dich versöhnen, fremder Gast! Du kannst es gut; denn die Majas wollen so lieb zu dir sein, wie Venus es ihnen nur gestattet hat, und sie hat ihnen viel gestattet. Welch einer Skala der Empfindungen waren diese Meister fähig, die mit Goya ihren Abschluß finden! Was haben sie erlebt, wie haben sie geliebt! Welch eine Fülle des Herzens und nicht nur dies, auch des Verstandes und der Leidenschaften! Sie haben ihr ganzes Land erhöht.

Die beiden Majas, um die sich die seidigen Kissen so zärtlich schmiegen, sind wie ein weicher voller Mollakkord in diesem Land der Härte, der Ausbrennung und blutsäuferischen Vernichtung. In ihnen lebt noch die Verborgenheit des nackten Leibes im maurischen Harem. Das Fleisch schimmert im gebrochenen Licht geschlossener Läden. Sie erwarten den Liebhaber — ohne Bangen. Sie träumen solange ein wenig. Hinter den verschleierten Augen blitzt schon das Feuer der kommenden Stunde. Die beiden Majas sind für Goyas Freundin, die Duquesa de Alba, gemalt worden. Godoy, der Günstling der Königin, raubte sie jedenfalls nach dem Tode der Herzogin aus ihrem Haus in Moncloa. Dies wurde später der Anlaß zu vielen indiskreten Geschichten. Sie sind unwichtig, da Goya die Herzogin in dem schönsten seiner Porträts in das Pantheon der großen europäischen Menschen erhoben hat.

Goya hat die geliebte Frau ganz verlassen vor einen hellen, blaugrauen, ins Leere verschwimmenden Hintergrund gestellt, so als ob er sie aus ihrem sozialen Milieu in die Unendlichkeit rücken wollte — dorthin, wo sie nur ihm allein gehört. Ihre Schönheit entspricht nicht dem Ideal der regelmäßigen, von keiner Leidenschaft getrübten Züge, das die

Italiener zum Gesetz erhoben haben. Es ist die Schönheit von Geist, Charme und Caprice, die die empfindsame Seele des bäurisch-derben Goya bezaubert. Das Kleid im Stil des Directoire ist aus durchsichtigem gestickten Voile. Es ist mehr als nur ein Kleid, als eine Hülle. Die Materie löst sich in den Charakter der Herzogin auf. Die schmalen Hüften umschlingt ein breites rotes Band, das duftige wellige Haar trägt ebenfalls eine rote Schleife, die sich dann noch einmal am Beinchen des verspielten seidigen Hündchens, das ihr zur Seite steht, wiederfindet. Aus diesem modischen Rahmen von Gestalt und Figur blicken die Augen der Duquesa in den unerforschlichen Abgrund des Seins. Es sind Augen, die zu befehlen gewohnt sind. Aber wie in der Geste des Siegers in des Velazquez „Übergabe von Breda", so kommt auch hier das Noble, die Grandezza der bereits verblühenden Führungsschicht des spanischen Volkes auf das großartigste zum Ausdruck.

Harte, ja unerbittliche Realistik mischt sich beständig mit der ursprünglichsten Stärke des Gefühls, die es irgendwo in Europa gegeben hat. Hieraus aber wächst dann der wahre Urgrund der Kunst: Die Empfindung. Diese Hochebene hat ihre Stunden der Offenbarungen. Aber gleichzeitig ziehen über die Straßen die Eselchen mit einem lieblich-schmutzigen Mädchen darauf, hoch mit Körben beladen, die Unschuld selbst. Noch in der großen Dame, die ihre Gunst dem Urmenschen Goya schenkt, leben diese unzerstörbaren Kräfte ihres Volkes fort.

Das Geheimnis der Kunst ist das Geheimnis des Lebens selbst. Gewiß hat sie darum mit bloßer Nachahmung nichts zu tun. Kunst — ist sie nicht neuerschaffenes und ewig dauerndes Leben? Nicht Natur ist sie, nicht Wirklichkeit, sondern gesteigerte Wirklichkeit und, darum der Wahrheit so viel näher als die trügerische Welt der Erscheinungen

selbst. Niemand kann mit Worten sagen, warum er eine Frau liebt. Er kann nur sagen, daß er sie liebt. Aber warum? Auch in der Kunst spottet das Vollkommene der Erklärung. Das ist die wundervollste Grenze des Verstandes.

Goya hat zu dem ursprünglichen Motto seiner Caprichos kommentierend geschrieben: „Phantasie ohne Vernunft führt zu Ungeheuerlichkeiten; vereint aber bringen sie wahre Kunst hervor und schaffen Wunder." Er hat dazu gezeichnet, wie ihm im Traum die Ungeheuer erscheinen, die seine Seele bedrängten. Vor dem Bildnis der Herzogin von Alba möchte man fast glauben, ihre herrische Geste befehle ihm, die gräßlichen Träume zu bannen und an die Unbedingtheit der Schönheit zu glauben. Aber für Goya, den Spanier, war schließlich die Schönheit nur ein Traum. Die Unbedingtheit des Gräßlichen begann erst für ihn. Die Zeit, in der er die „Desastres de la Guerra" zeichnen mußte, um sich von dem Entsetzen zu befreien, das nun über die Landschaften Iberiens hereinbrach, lag noch vor ihm. Voßler sagt gelegentlich, in Goyas späten Porträts habe „das alte Spanien den Anschluß an das hellere, ernüchterte, bürgerliche Europa vollzogen". Nun, es dürfte sich wohl umgekehrt verhalten. Die gewaltige Kraft, die die Verbindung des Emotionalen mit einem von keiner Romantik verfälschten Realismus bedeutet, ist die große Lehre, die Spanien dem übrigen Europa zu geben hat.

Es ist gerade die Lehre, die niemals von Rußland kommen konnte, da der Russe nur aus dem ungeformten Gefühl lebt und somit seine Kunst, weit von der Formkraft des Bewußtseins entfernt, immer wieder in die Verherrlichung der chaotischen Urtriebe einmündete. Spanien hingegen hat das ungebändigte Gefühl zur tieferen Empfindung veredelt, die der Erkenntniskraft ebenso nahe steht wie der Gefühlsgabe. Aus dieser Vereinigung allein kann die Fortbildung des

Menschen geschehen, zu der Spanien in Europa mehr beizutragen hat, als es diesem Lande jetzt wohl selbst bewußt sein mag.

Über die Darstellung des Nackten wäre soviel zu sagen, wenn man durch den Prado geht, und hier gerade gab es noch zwei Offenbarungen. Das eine waren Adam und Eva von Albrecht Dürer. Ich hatte diese Bilder in Dürer-Monographien nie genauer beachtet, sie waren mir immer nur als formaler Ausdruck ihrer Zeit erschienen. Sie hängen in einem mittelgroßen Kabinett, umrahmt auf der einen Seite von dem Porträt von Hans Imhoff; in seiner kühlen Schönheit bleibt es ein wenig leer. Auf der anderen Seite findet sich Dürers Selbstbildnis, mit achtundzwanzig Jahren gemalt, das ihn als Stutzer zeigt. Es ist von bezwingender Kraft. Ein kleiner, fast grellfarbiger Landschaftsausschnitt im Hintergrund der in schwarz-weißer Seide strahlenden Halbfigur des sieggewohnten Jünglings läßt plötzlich das Licht der Welt hereinfluten, in dessen Strahlen dieses schönste aller Dürerschen Selbstporträts getaucht wird.

Zwischen diesen beiden nun hängen Adam und Eva. Der Mann und das Weib in solcher Vollendung der Sinnlichkeit und Keuschheit, daß es mir wie die großartigste Verkündigung des Deutschen erschien; jenes Deutschen, das in alle Ewigkeit der Menschheit die Geschenke eines gesegneten Volkes gegeben hat. Vor diesem Paar wird man sehr schnell an Goethe denken, an das Bild vom Menschen, das Goethe in uns Deutsche gesenkt hat. Sie sind stolz auf ihre Körper und fürchten sich nicht vor ihnen. Und dennoch sind sie nicht von ihrer Nacktheit beherrscht, sondern sie reichen weit hinein in die Bezirke, in denen das höchste Maß der inneren Freiheit wohnt. Nach all den Spaniern dies plötzlich

in der fremden Umwelt zu erleben, ist unbeschreiblich. Der Mann trägt alle kühnen Entwürfe unseres Volkes in seinem Antlitz, wie die Frau all unsere Musik, eine spröde Anmut und schließlich unsere Empfänglichkeit für alles Lebendige, das um uns wächst. Sie sind wie der Samen zu einem verheißenen deutschen Geschlecht, das immer wieder und zu allen Zeiten aus der Mitte unseres Volkes aufsteigen muß, um das unverlöschliche Feuer weiterzureichen. Sonst ist nichts Deutsches im Prado, soweit ich sah. Aber es ist schön, daß gerade an dieser Stelle unser Volk in solcher Vollendung spricht.

Im selben Kabinett an der anderen Wand hängt das Paradies des Hieronymus Bosch. Über diese irdischen und himmlischen Freuden der Männlein und der Weiblein, der weißen und der schwarzen, in ihren Früchten und Lüsten und sonderbaren Hüllen und Brunnen und Wässern mit ihren Vögeln und bunten Giraffen etwas aufzuzeichnen, hieße eine ganze Welt beschreiben, mit Hunderten von Landschaften und Tiefen und Höhen — und immer der Hölle dahinter. So ist es auch mit Breughels Bild vom Triumph des Todes, obgleich doch sogar Breughel hinter Boschs Paradiesbild zurücktreten muß, weil seine Symbolik nicht ganz so unmittelbar ist. Vor der Tafel des Hieronymus Bosch sah ich lange eine junge Spanierin stehen, die ihr gesetzter Gatte mit ein wenig Verlegenheit gern woandershin geführt hätte; aber sie ließ sich nicht ablenken, dies nun alles genau zu betrachten, was Meister Bosch uns über die Köstlichkeiten eines Paradieses zu erzählen hat, in dem scheinbar der Mensch nur aus der Vervielfältigung seiner Sinnenkräfte lebt, liebt, ißt, trinkt und sich badet. (Doch ist es nur scheinbar so.)

Wir müssen zurückgehen, denn die Wächter werden unruhig und wollen die Fenster schließen. Es war schließlich noch ein Bild, mit dem sich mir, der schon Mühe hatte, noch die Glieder zu beherrschen, der Prado verabschiedete: die Danaë von Tizian. Ich glaubte nicht, überhaupt noch etwas sehen zu können, so wirbelte es von Farben und Formen. Und dann, wie zur Beruhigung für die spätere Erinnerung, dieser Wechselgesang zwischen irdischer und göttlicher Liebe, in dem die Chöre einer Symphonie auf- und niedersteigen. Nach den Majas und Eva noch einmal die Darstellung des nackten Weibes, aber wiederum aus einer völlig anderen Region. Nach dem spanischen und deutschen das italienische Bild des in seiner Nacktheit erhöhten menschlichen Leibes.

Danaë liegt auf einem Lager, den sanft geneigten Rücken durch Kissen gestützt, und über sie kommt aus der Ferne Zeus in Gestalt eines Goldregens. Entsetzt schreit die Dienerin und will schützend die so vom Göttlichen überraschte Menschenfrau mit ihrer Schürze bedecken und bergen. Aber Danaë ist schon völlig hingegeben. Das goldene Gewitter, das sie im Bild noch gar nicht erreicht hat, ist wirklich der Gott. Sie spürt ihn schon, der sich mit der Gewalt des Unwiderstehlichen über sie ergießen wird. Der Zauber der Patina hat den erwartungsvoll entspannten Leib vielleicht noch schöner gemacht. Schon ist sie entrückt; denn sie weiß, keine Wehr würde helfen, und sie will sich auch nicht wehren, da die Vermählung mit dem Gott sie in Sphären erhebt, von denen wir Menschen wohl nichts mehr wissen können. Tizian war schon sehr alt, als er dieses Bild gemalt hat, aber er liebte noch mit solch einer Kraft, daß er imstande war, das zur Kunst zu erhöhen, was man eigentlich nicht schildern kann. Wie himmelstürmend diese Liebe in dem alten Mann gelebt hat, mag man daran sehen, daß der

Gott selbst, der Zeugung heischende Gott, nicht in Gestalt zu erscheinen braucht und doch so vollständig da ist, wie man ihn in Gestalt nie denken könnte. Das Bild ist für Philipp II. von Tizian gemalt worden und hat somit, obgleich dem Genius der italienischen Rasse entstammend, durch den Mäzen, für den es bestimmt war, auch ein Stück des Hispanischen mit eingeschlossen. Es reicht wiederum über die Grenze dessen hinaus, was uns Menschen sonst gegeben ist zu erfassen. Die Liebe hat der Gott in uns gesenkt, damit wir unsere Herkunft aus der Zeugungskraft des Unendlichen und aus der Natur, die der Gott selbst ist, nicht vergessen können. Danaë hat das Leben selbst erfahren, so wie sie von Tizians Hand vor uns hingebreitet ist, das sich in seiner Vollendung verschenken muß, tausendfach in einem Augenblick, wenn es Bestand haben soll in die fernsten Zeiten.

Draußen vor dem Prado spielten die Kinder im Sand. Es war noch heller Tag. Aus einem Garten klang lebhafte Musik. Die Frauen Madrids hatten sich schön gemacht, zum Korso am Sonntagnachmittag, bevor die Sonne hinter den fernen Hügeln der kastilischen Landschaft versinkt.

EIN ABEND AM ESCORIAL

Das Landhaus liegt nur einige Minuten vom Klosterschloß entfernt. Wir sind gegen Mittag in Madrid abgefahren, als dort die Straßen vor Hitze glühten. Hier am Rande der Sierra ist es kühl, und es herrscht tiefste Stille. Jetzt hängen über dem Schloß schwere dunkle Wolken. Die gelbbraune Hochebene strahlt in Dutzenden von Beleuchtungen, die sich in den am fernen Horizont verschwimmenden Wolken brechen. Mein Gastgeber hat mich auf der Fahrt

durch die steinige kastilische Meseta darauf aufmerksam gemacht, daß der Escorial nicht nur das Schloß Philipps II. sei, sondern ein ausgedehnter heiliger Bezirk. Noch ein gutes Stück vom Schloß entfernt fuhren wir über streng geformte Steinbrücken und an alten Wachhäusern vorbei, die die Grenze der *terra sacra* andeuten. Ich verstehe, daß es sich hier um ein spanisches Delphi handelt. Vielleicht noch um mehr, um das Delphi der südeuropäisch-katholischen Kultur. Die Landschaft ist wie am Parnassos von heroischer Einfalt. Über den Spiegelungen der Hochebene liegt in ihrer Endlosigkeit schon die Fata Morgana Afrikas. Die Steineichen schwimmen wie Boote auf dieser Fläche, und der Gastgeber sagte scherzend, draußen an ihrem Rande, weit in der Ferne, könnte man Schiffe fahren sehen; so sehr ist sie beschwingt wie ein Meer. Zur Rechten und hinter uns türmen sich die Felsen, die kahlen Berge und Hänge der Sierra auf. Es liegt keine Verlockung darin, diese schweigenden südlichen Gebirge zu ersteigen. Höchstens als Jäger mag man sich dort oben von Fels zu Fels schwingen.

Wir haben vorhin den Steinsitz besucht, von dem aus Philipp II. einundzwanzig Jahre lang den Bau des Schlosses beobachtet hat, wenn er hierherzog, um selbst nach dem Rechten und dem Fortgang des Werkes zu sehen. Von diesem Felsen aus wirkt die vollendete Feierlichkeit des Riesenbauwerks so, wie der König sie gewünscht haben muß: nur durch Masse und Gliederung. Es gibt keine Ornamente an dieser strengen Granitfront. Fenster reiht sich an Fenster. Doch hat der Baumeister der westlichen Fassade eine kaum bemerkbare Schwingung verliehen, indem er das Erdgeschoß nicht senkrecht, sondern in einem vorgeschobenen Winkel aus dem Boden wachsen ließ. Er mußte sich zur Belebung der Masse auf den einfachsten Kunstgriff besinnen und beschränken. Mit welcher Wirkung! Die Landhäuser, die sich

heute rings um das Schloß angesiedelt haben, mag man sich wegdenken, um den ganzen Eindruck zu haben, den der König mit dem einsamen Monument am Rande des Gebirges schaffen wollte, von dem aus man das Herz Spaniens und damit die Mitte seines Reiches zu überschauen vermag. —

Eben schlug die Kirchenuhr am Escorial Mitternacht. Das Klosterschloß liegt als blauer Schatten gewaltig in der Nacht. Am Horizont leuchten die Lichter Madrids. Unser kleines reizendes Landhaus schläft. Der Ort ist tief erregend und erschütternd. Hier erfuhr der in der unerbittlichen Strenge der Steinquader eingemauerte alte gichtige König die Nachricht vom Untergang seiner Armada. Hier, wo er die Vollendung der katholischen Majestät erreicht hatte, traf König und Reich der erste Vorbote des beginnenden Untergangs. In Toledo habe ich das Herz, in Madrid den Verstand, am Escorial aber den Geist Spaniens kennengelernt. Hier im heiligen Bezirk sollte die Zeit stillstehen — so wie der Raum in dem Viereck aus Granit gebändigt ist. Aber es tropft Stunde um Stunde dahin. Während der König noch lebt, wird der Escorial schon zum Grabdenkmal. Nicht für seinen müden Leib und den Vater, die Ahnen, die Frauen der Könige, die er aus ganz Spanien hierherbringen ließ — sondern für sein Werk und sein Reich. Es gelingt fast nie, zugleich Raum *und* Zeit zu beherrschen. Zuerst ist es die Zeit, die der große Geist in seine Bahn zwingt. Er vermag sie zu bannen und zu seiner Magd zu machen. Wenn ihm die Zeit untertan ist, muß der Raum folgen; denn nur im Raum vermag die dem neuen Geist unterworfene Zeit zu wirken. Hier beginnt indes meist das Verhängnis. Mit der Unterwerfung des Raumes flieht die Zeit aus den Ketten und wird frei — gewärtig, dem Herrenwink eines neuen Gewaltigen zu dienen.

Das ist der Spruch der unbeirrten Turmuhr vom Escorial.

Ich höre sie schlagen und sehe Philipp in dem kleinen unvergeßlichen Raum, wo er die Nächte über Papieren verbrachte, arbeitete und schlief. Tausende von Seiten hat hier seine Hand bekritzelt. Er hat es als einer der ersten unternommen, ein großes Reich durch Beschreiben von Papier zu verwalten. Vielleicht ist darum gerade Philipp, der zugleich sein oberster Minister und Kameralist war, nicht zu jener Größe gelangt, die das Spanische in das Universale erhoben hätte. Alle Biographen Philipps erwähnen mit Sorgfalt seine Abhängigkeit und sein Nachfolgeverhältnis zum Vater, dem Kaiser. Im Prado sieht man im selben Saal Karl V. und den Sohn Philipp von der Hand Tizians. Der Kaiser ist umwittert von der universalen Majestät. Es ist jenes Bild, in dem Karl V. in prunkender Rüstung auf feurigem Pferd als Reiter zwischen Himmel und Erde dargestellt ist. Durch den düster verhangenen Himmel bricht die Sonne mit goldenen Strahlen. Die Landschaft verliert sich ins Unendliche und deutet damit die Weite der Länder und Reiche an, die in die letzte europäische Universalität einmünden, die der Kaiser in seiner Person vertritt. Die Lanze — er kommt eben von der Schlacht von Mühlberg als Sieger zurück — liegt fest in seiner goldgepanzerten Faust. Das Antlitz zeigt kein Genie, wohl aber die gesammelte und souveräne Kraft, die sich aus langen Nächten der Meditation in diesem großen Selbstherrscher vereinigt hat.

Daneben steht Philipp. Tizian hat ihn in einen engen Raum umschlossen. Die Eleganz der männlichen Erscheinung gibt dem Vater in nichts nach. Aber der Zug ins Universale fehlt. Wohl spricht auch das Mißtrauen, das sich später so sehr mit dem Bild des Königs verbunden hat, aus diesem dem Beschauer zugewandten Gesicht. Aber es dominiert ebensowenig wie die unverkennbare Skepsis, die in Geste, Haltung und Blick liegt. Der Wille zur Beschränkung steht

voran. Es ist der König der Spanier, der uns anblickt, nicht mehr die Majestät des Reiches. Und als König der Spanier ist dieser Mann souverän, handelt er im vollen Bewußtsein seiner Macht und seines Rechts. Der Sohn lebt im Geiste des Vaters als Herrscher. Zwischen beiden aber zieht sich die feine Scheidelinie der sich voneinander ablösenden Weltepochen. Tizian muß das empfunden haben. Er hat es gemalt.

Die Zelle hier im Escorial — kaum fünf Meter im Geviert — ist die Herzkammer des ganzen Bauwerks und damit des dem Sohne vom Vater überantworteten spanischen Reiches. Vor dem Schreibtisch steht neben dem Ledersessel ein kleiner niedriger Stuhl. Auf ihn legte der gichtige König das kranke Bein — während die Zeit unerbittlich verrann. An der Wand ein Bild von Hieronymus Bosch — in starken Farben — furchtbare Gestalten der Hölle darstellend. Es ist die Versuchung des heiligen Antonius. In der Mitte wird eine nackte Frau von Dämonen gepackt. Die Rüssel sind fauchende Trompeten. Giftgrüne Häute, Stilaugen, Krallen — im tollen Wirbel. Das sah der König im flackernden Schein der Lampe. Dreizehn Jahre lebte er dort.

Der schmale Raum setzt sich nach der Schlafkammer fort, in der das Ruhebett Philipps steht. Dort starb er auch. Diese dunkle und enge Kammer besitzt zwei Fensterchen, durch die man genau auf den Hochaltar der Kirche des Escorial blickt. Das also ist das Geheimnis des ganzen Baues und des Königs. Er lebt im Escorial Wand an Wand mit dem Allerheiligsten der Kirche. Er lebt als ihr Protektor und Diener zugleich. Er schläft mit dem Blick auf die schimmernden Kerzen des Altars ein und wird vor dem ersten Morgenstrahl vom Kanon der Mönchsgelehrten geweckt, die er hierherbefahl. Aber er bleibt unsichtbar. Die Distanz zu Gott ist ebenso gewahrt wie der Abstand zu den Unter-

tanen. Es ist diese Distanz, die der König betont, nicht eine Hybris der Gottähnlichkeit.

Darum eben ist der Escorial der Geist Spaniens. Im Dom von Avila sah ich gestern tief im Gebet versunkene Frauen, denen der mystische Glaube aus den schmalen dunklen Gesichtern leuchtete. Es ist noch heute die Welt Philipps, die hier fortlebt. Wer immer versucht, etwas von der Seele dieses Landes zu erfahren, wird sich dessen gewiß sein müssen, daß hier noch heute die Jahrhunderte lebendig nebeneinander bestehen. Er wird die katholische Welt Philipps ebenso finden, wie die Leichtfertigkeit der späteren bourbonischen Zeit, wie die zärtliche Verspieltheit des Rokoko, in dem sich die spanische Form noch einmal an einem Hofe verdichtet, der ebenso barbarisch wie geistvoll ist. Und er wird die moderne Zeit mit dem Hereinbrechen des nackten Amerikanismus mit in das Kalkül ziehen müssen. Hier am Rande des Atlantik brechen sich seine ersten Wellen.

In dem riesigen Bau des Escorial hat sich jedenfalls der König nur diese kleine Kammer vorbehalten. Sie grenzt an die Unendlichkeit der Kathedrale, deren Entwurf von einem Schüler Michelangelos begonnen worden ist. Fast puritanisch-schmucklos auch sie. Selbst im großen Kuppelbau ist alles Ornamentale vermieden. Diese Strenge steht im vollen Gegensatz zur spanischen Gotik mit ihrer Überfülle und ihren maurischen Erinnerungen wie auch zum späteren Barock. Sie ist ganz für sich und blieb, wie die bourbonischen Räume im Escorial beweisen, dem späteren Spanien fremd. Wenn der König die Tür der kleinen Arbeitszelle öffnen ließ, blickte er über die prunkende Geradlinigkeit der Gärten und die feierliche Fassade des Klosterschlosses in die Weite der gelbbraunen Berge der Sierra: dann öffnete sich auch vor ihm jene „Weltlandschaft", wie sie auf den Hinter-

gründen der niederländischen Meister und des von ihnen inspirierten Velazquez voller Ferne, Unendlichkeit und Reichtum der Formen erscheint.

Als wir am Abend zu Tisch gingen, gewitterte es. Der Himmel am Horizont war leuchtend hell, davor schoben sich schwere Wolken, und über allem spannte sich ein Regenbogen. Der Escorial schimmerte ganz weiß. Die granitene Front hatte sich in ein durchsichtiges Zauberschloß verwandelt, während die Ferne sich bis in die Gegend von Toledo erhellte. Eine Klarheit, wie sie sich am Abend von der Zitadelle über Kairo bietet, von der man bis zu den Pyramiden von Sakkara und weiter noch blickt. Dies und nichts anderes haben die spanischen Maler gemalt, wenn sie entweder die Macht ihres Reiches oder die Mystik ihres Glaubens auf die Leinwand bannen wollten.

Der Vergleich mit dem Blick von der Kairoter Zitadelle kommt nicht von ungefähr. Bin ich doch vor einigen Tagen erst über das grüne, sommerliche Deutschland und dann das weite Rhonetal geflogen, um dann plötzlich die verbrannte, rötlich-steinige Erde Spaniens, die mächtigen Quader seiner Gebirge und die Oasen seiner Flußtäler unter mir liegen zu sehen. Natürlich muß man bei diesem Anblick an Afrika denken. Allen Besuchern Spaniens, die vergleichende Maßstäbe besaßen, hat sich immer dieses Bild aufgedrängt. Sicherlich würde es in Andalusien noch viel stärker sprechen — dort, wo sich das Maurische noch mehr in das Spanische einfügt. Aber man soll derartige Vergleiche und geistreiche Parallelen behutsam im Zaum halten. Toledo, Madrid, Avila und nun der Escorial: Dies alles sind Höhepunkte des *europäischen* Geistes. Und mehr als dies: hier schlägt mehr vom Herzen Europas, als man zu fassen vermöchte, ginge

man nur davon aus, daß Spanien an der Peripherie liegt. Aber Spanien war lange stumm. Das Abgleiten in ein geschichtsloses Dämmer hat seit Jahrhunderten, sicherlich aber besonders im vorigen Jahrhundert, die Pyrenäen zu einem Grenzwall gemacht, der nur selten überstiegen wurde. Es ist lebhaft zu spüren, daß sich dies nun zu verändern beginnt und daß sich Spanien, mit dem sich das übrige Europa nun wieder viel beschäftigt, auch von sich aus auf den Kontinent zu entwickelt. Carl Voßler hat hierüber schon vor annähernd fünfzehn Jahren in einem Vortrag in Wien Bedeutendes gesagt. Man kann es heute vielleicht noch schwer abschätzen, was diese Wiedergewinnung Spaniens für den Kontinent auf längere Dauer bedeuten wird. Hier fügt sich in unseren schon allzu rationalisierten geistigen Raum plötzlich ein ungebrochener Strom des Emotionalen ein, der, welche Gestalt immer er annehmen wird, das europäische Gesamtbild nun, da uns Spanien wieder ein lebendiges Glied ist, lebhaft zu verändern vermag, wie wir schon beim Gang durch den Prado andeuteten.

Im Escorial hängen in den Räumen Karls IV. (abgedankt 1808) Goyas Gobelins, deren berühmte Vorlagen man in Madrid bewundert. Es ist die Welt des Rokoko mit Volksszenen, spielenden Mädchen, symbolischen Landschaften, spitzbübischen Knaben und prunkvollen Damen und Herren vom Hof. Die Pracht und Unmittelbarkeit der Farben dieser Gobelins (die zu sehen uns der Schloßwächter freilich jeweils nur einen Augenblick die Läden öffnete und das Licht hereinquellen ließ) ist schwer zu beschreiben. Dies ist nicht der düstere Meister, der später die erbarmungslose Enthüllung der von niederen Leidenschaften gezeichneten Gesichter der königlichen Familie und des Hofes gemalt hat, dies ist auch nicht der Meister, der in den Caprichos eine Grenzwelt der Dämonien erschuf, die den Menschen jagen

und schütteln, bis er seufzend den Geist aufgibt — dies ist der Meister, der mit leichtem Pinsel und Herzen die Jugend seines Volkes konterfeite, in Saft und Kraft und aller Freude an der Schönheit, für die Goya immer nur den Menschen als Maßstab fand.

Als ich dies sah, fiel mir ein, daß er ja fast aufs Jahr ein Zeitgenosse Goethes war — dieser Goya, der in der neueren Zeit der stärkste Ausdruck all dessen geworden ist, was Spanien heißt. Wie sehr das Land aber damals außerhalb Europas stand und nur für sich lebte, zeigt sich vielleicht darin am besten, daß Goethe, wenn ich nicht irre, kaum etwas von Goya erfahren hat. Diese Eruption einer Urkraft hätte ihn sicherlich nicht minder tief berühren müssen als die Begegnung mit Shakespeare. Und es wäre zu vermuten, daß gerade die Gobelins im Escorial, die auf das eigenartigste an Goethes Tagebuchaufzeichnungen in Süditalien erinnern, von großer Wirkung auf ihn gewesen wären. Betrachtet man ihre Entwürfe im Prado genauer und des öfteren, so wird man bald spüren, daß auch hier Goya bei aller Heiterkeit seiner Rokokogestalten das Untergründige und Abgründige nicht verschwiegen hat, durch das sich Spanien so sehr von den sanfteren Maßen Italiens in seiner Landschaft wie in seinen Menschen unterscheidet.

Ein geistvoller spanischer Gesprächspartner hat mich vor einigen Tagen in Madrid gefragt, ob wir Deutschen nun auch wirklich im vollen Umfang bereit seien, die Verpflichtung auf uns zu nehmen, die mit der Begründung eines über Nationen hinausgreifenden Reiches verbunden sei. Sie, die Spanier, hätten zwar seit Jahrhunderten nur Mißgeschick erfahren, aber in ihnen lebe, so meinte er, die Tradition einer großen Reichsmacht, und sie gerade sei damit

verbunden, daß unter der unerbittlichen Klarheit des spanischen Himmels mehr als für irgendein anderes Volk das Abgründige immer unmittelbar vorhanden sei. In ihnen lebe der furchtbare Impuls der ungebändigten Gewalt, die gerade deshalb beständig durch Form und Ritus gezähmt werden müsse. So sei auch die dominierende Rolle der Kirche in seinem Lande zu verstehen, wie andererseits die Ausbrüche des Anarchischen, die zur Selbstvernichtung Spaniens so viel beigetragen hätten.

Der Kampf mit der Anarchie ist nicht allein ein spanisches Problem. Wir sehen, wie er sich überall am Rande des Mittelmeers entwickelt. In Italien und in Frankreich hat der Krieg schließlich ganz ähnliche Fragestellungen aufgeworfen, wie sie in Spanien schon lange vordem bestanden haben. Die nördlichen Länder Europas sind in ihrer Substanz durch jenen Nihilismus bedroht, der in seiner Auswirkung mit dem Ansturm des Amerikanismus fast gleichzusetzen ist. Die romanisch-südliche Welt ist davon ebensowenig oder doch nur sehr viel schwächer betroffen wie der noch ganz um seine Form ringende Balkan. Hier am Mittelmeer hat die katholische Religion den auflösenden Kräften und dem Fortschreiten des Bewußtseins einen natürlichen Widerstand entgegengesetzt. Er reicht so weit, daß selbst Aufklärung und Laïzismus in Frankreich diese Grundsubstanz der romanischen Welt nicht zu vernichten vermochten. „Aufklärung" hat darum in katholischen Ländern einen völlig anderen Sinn als in den nichtkatholischen. In Spanien gar ist der Glaube seit über tausend Jahren schon — aus der Tradition des Kampfes gegen die Mauren — Urbestand des nationalen Daseins. Ich sehe hier in Zeitungen Leitartikel zum Tag der Krönung Mariä. Das wäre in jedem anderen Land abgeschmackt, hier entspricht es der nationalen Form, der einzigen, die besteht.

Wenn also in der romanischen Welt der katholische Glaube den Siegeszug des Nihilismus abgewehrt hat — auch in einigen Ländern Südamerikas scheint dies der Fall zu sein — so vermochte dennoch die Kirche als politische Institution das Anschwellen und Aufbrechen wilder, einander in kurzen Abständen folgender anarchistischer Eruptionen nicht zu verhindern. Der spanische Bürgerkrieg, die Wochen der Anarchie nach dem Verrat an Mussolini und das Gesamtbild, das Frankreich bereits seit vielen Jahren bietet, wie auch die Selbstzersetzung des Gaullismus in Afrika — dies alles läßt sich auf die gleiche Wurzel zurückführen. Anarchie ist der Zerfall eines bisher in sich geordneten Kosmos in zahllose miteinander im Widerstreit liegende politische Atome, die zu keiner Willensbildung fähig sind. Es gibt daher außerhalb der auf die neuen Ideen Europas bezogenen Autoritäten in Spanien und Portugal, in Italien und Frankreich keine gleichwertigen politischen Gegenkräfte, sondern nur anarchische Wallungen. Sie besitzen weder Inhalt noch Form, aber sie sind als Unterströmungen vorhanden, und man muß mit ihnen rechnen.

Die Kirche hat in den drei großen romanischen Ländern diesem Prozeß insofern unbewußt Vorschub geleistet, als sie, auf ihre eigene Rettung bedacht, als politische Institution immer wieder zu dem Versuch ansetzte, einen Staat im Staat zu bilden bzw. sich eine „staatsfreie" Sphäre zu erobern, in der sie allein herrschen wollte. Gegenüber diesen Bestrebungen war der Satz von der „Notwendigkeit des Gehorsams gegenüber der Obrigkeit", den die Kirche als Selbstschutz ständig wiederholte, unwirksam. Er wirkte lediglich als Konzession gegenüber bestehenden Machtverhältnissen und wurde von den katholischen Völkern der romanischen Welt auch nicht anders empfunden. Dort, wo sich nun, wie vor allem in Spanien, die Politik zumindesten des hohen

Klerus auf den Schutz alter Privilegien der Kirche konzentrierte, war ein Bündnis mit jenen reaktionären Kräften die Folge, die nicht bereit sind, die Ideen unserer Zeit aufzunehmen. Die weitere Folge war aber dann das Anwachsen des anarchischen Elements in den Völkern selbst, in denen sich der Zwiespalt zwischen der unangetasteten Substanz der Religion und kirchlicher Politik viel stärker auswirken mußte, als dies im Norden irgendwo der Fall sein konnte.

In verschiedenartiger Abwandlung treffen wir bei allen Völkern des Mittelmeerraumes auf ähnliche Erscheinungen. Die Bändigung der Anarchie, deren Fortschreiten von den antieuropäischen Mächten mit Behagen gefördert wird, ist darum die vornehmste Aufgabe für die romanische Welt geworden. Außerhalb der katholischen Grundsubstanz wird das in den romanischen Ländern nicht möglich sein. Es gibt, wohin wir auch sehen, in der romanischen Welt keine andere Form, in der die Verankerung des Menschen im Glauben denkbar wäre. Ob aber die Kirche hieraus in einer Rückkehr zur Demut des franziskanischen Christentums die notwendige Konsequenz zu ziehen vermag, oder ob sie sich durch das Schwergewicht ihrer weltlich-politischen Institutionen selbst um die tiefere Wirkung prellen wird, durch die allein eine Bindung der anarchischen Aufwallung möglich ist, das ist jetzt noch eine offene Frage. Ein Teil des spanischen Klerus hat die Fragestellung verstanden. Wir wagen indes nicht zu entscheiden, ob dies genügt.

Die Gobelins Goyas im Escorial können von dieser tiefen Unruhe unter der zur Schau getragenen Lässigkeit viel erzählen. Dazu vielleicht noch am meisten seine Tauromachia, die Folge seiner Zeichnungen vom spanischen Stierkampf, die noch heute für die Zeitungen Madrids das Vor-

bild für die kleinen Skizzen sind, die am Tage nach jeder Corrida unter der Rubrik Los Toros erscheinen.

Ich kann nicht leugnen, daß ich, als ich vor einigen Tagen zum zweitenmal in meinem Leben einem Stierkampf beiwohnte, das Schauspiel ebenso imponierend wie abscheulich fand. Die Arena bietet ein wundervolles Bild unter dem blauen Himmel. Das allmähliche Abschlachten der Stiere aber wirkt auf uns, selbst wenn wir jetzt aus einem Lande kommen, das durch die Schrecken und Grausamkeiten des Krieges schon abgestumpft sein könnte, nicht begeisternd. Schließlich aber entdeckt man den Ritus; denn der Stierkampf ist ganz und gar eine rituelle Handlung. In den prähistorischen Zeichnungen der Höhle von Altamira findet sich bereits das berühmt gewordene Wandgemälde eines gestürzten Büffels, in dem die Urkraft der Natur von den damaligen Iberern in einer merkwürdigen Beherrschung der Form und Farbe dargestellt wurde.

In dem Augenblick, in dem das schwarze Ungetüm in wilden Sätzen in die Arena hereinbricht, ist immer von neuem die Entfesselung dieser boshaften, dumpfen, hartnäckigen Urgewalt vollzogen. Die Opferung des Stieres, um die allein es sich handelt, erscheint als der Triumph der vollendeten Eleganz, mit der der im Ritus gebundene Mensch den Kampf mit dieser Urgewalt aufzunehmen vermag. Das Tier wird mit den bunten Tüchern gereizt. Dann erscheinen die Piquadores auf elenden, mit Lederpanzern geschützten Kleppern, die mit langen Spießen das Blut des Toro anzapfen, um ihn für den Endkampf zu schwächen; dann die eleganten Banderilleros, die an die genau bezeichnete Stelle in unmittelbarem Anlauf die Banderillas in den Nacken des furchtbaren Tieres setzen und schließlich Spiel und Kampf des Torero. Die Menge kennt jedes Detail jeder Phase. Sie klatscht oder pfeift bei jeder neuen Wendung. Der tote Stier wird von

drei geputzten Eseln aus der Arena geschleppt — und dabei von zwanzigtausend Zuschauern ausgepfiffen. Es sind nicht weniger Frauen als Männer im Rund der Arena. Die koketten Farben ihrer Sonnenschirmchen wogen wie buntbewegte Wellen das Amphitheater empor. Es sind dieselben Frauen, die morgens im Halbdämmer der Kirchen beten. Hier also, in der Arena, ist jenes untergründige Spanien, auf dessen verdeckte Strömungen wir bei Goya, aber ebenso bei den Ausbrüchen des Anarchismus und der religiösen Ekstase stoßen. Mystische Ekstase und Anarchismus entsprechen einander, da sie weit in die Sphäre des Unkontrollierbaren führen. So ist es auch beim Kampf mit dem Stier, dessen tödlichen Ernst ich selbst erlebte, als plötzlich ein Torero in die Luft geschleudert und, schon schwer verletzt, von den Füßen des zum Monstrum gewordenen Tieres zertrampelt wurde.

Daher in diesem Lande die Wichtigkeit des Ritus: in der Religion wie in der Kunst wie in der Arena. Hätte der Stierkampf kein Rituell, das von Peon, Banderillero, Torero und Menge zelebriert wird, wäre es nur eine widerwärtige Schlächterei. So aber ist etwas durchaus anderes im Spiel. Ich glaube, es ist genau jene Verbindung von Fanatismus, Ekstase und strengster Form, die in einer das ganze Land ergreifenden Überhöhung Spanien seit Philipp II. nicht mehr geglückt ist. Der Escorial ist der gesammelte Ausdruck dieser Synthese gewesen. Ich glaube nicht zu irren, daß das heutige Spanien, in dem sich offenbar alle diese Elemente zum erstenmal wieder in einer gültigen Form zu verbinden versuchen, der Auftakt für eine Wiedergeburt der spanischen Größe sein kann, wenn dies nur die Gunst der äußeren Umstände, auf die Spanien keinen Einfluß besitzt, gestatten mag.

Zufällig fiel mir hier aus den Büchern meines Gastgebers

José Ortega y Gassets „Aufstand der Massen" wieder in die Hand. Ich habe das Buch vor etwa zwölf Jahren mit Interesse gelesen; als ich nun darin blätterte, erschien es mir in wesentlich anderer Beleuchtung. Die liberalen Ingredienzien, die sich bei Ortega noch finden — so z. B. sein etwas atavistischer Glaube an Parlamente (und überhaupt nur auf englischem Boden denkbare Regierungsformen) — sind durchaus unwesentlich neben den nicht nur für Spanien, sondern ganz Europa ausgesprochenen Erkenntnissen, mit denen damals Ortega gegen Ende der zwanziger Jahre hervortrat. Ortega zieht sowohl gegenüber Amerikanismus wie gegenüber Sowjetismus von seinem spanischen Standort aus einen souveränen Trennungsstrich und erklärt mit einem fast bewunderungswerten Hochmut des Europäers, der sich dessen inne ist, was wir sind, es seien noch Jahrhunderte notwendig, ehe sich Moskau oder New York um die Herrschaft bewerben könnten. Er erklärt, die historische Welt müsse ins Chaos zurücksinken, falls sich Europa wirklich im Abstieg befinden und abdanken sollte. Der scheinbare Niedergang Europas sei infolgedessen nichts anderes als eine heilsame Krisis, durch die den Europäern eröffnet werde, wahrhaft Europa zu werden.

Dies ist schon sehr viel. Aber Ortega sagte damals schon, die Rückkehr zur Herrschaft könne nichts anderes bedeuten als die Rückkehr zu einer bewußten Ausübung geistiger Macht. Er zitierte dabei Talleyrands bekanntes Wort zu Napoleon: „Die Bajonette, Sire, taugen zu allem, nur nicht zu einem: sich darauf zu setzen." Herrschaft, sagt er, ist letzten Endes nichts anderes als geistige Macht. Es gäbe niemand, so meint er, der, wenn sich jetzt wirklich eine Verschiebung der Macht in der Welt ankündige, Europa in der Herrschaft nachfolgen könne. Und er endet damit, daß er das Problem aufwirft, um das es sich in der Tat handelt

und das dann später in Spanien zuerst seine furchtbare Auswirkung erfahren sollte: „Europa glaubt an keine sittlichen Normen mehr. Nicht daß der Massenmensch eine veraltete Moral zugunsten einer emportauchenden verachtete; im Zentrum seiner Lebensführung steht gerade der Anspruch, ohne moralische Bindungen zu leben." Und weiter: „Dem Massenmenschen geht die Sittlichkeit schlechtweg ab; denn Sittlichkeit ist wesentlich ein Erlebnis der Unterordnung, des Dienst- und Pflichtbewußtseins ... Wer keine Norm anerkennen will, muß zu dieser Norm stehen, daß er jede Moral leugnet. Das ist nicht Amoral, sondern Unmoral. Es ist eine negative Moral, die von der echten nur die leere Form bewahrt ... Wie konnte man an die Amoralität des Lebens glauben? Zweifellos, weil die ganze moderne Kultur und Zivilisation zu dieser Überzeugung hinführen. Jetzt erntet Europa die schmerzlichen Folgen seines geistigen Verhaltens. Es hat sich vorbehaltlos einer glänzenden, aber wurzellosen Kultur verschrieben." Das sind gültige Sätze, die über vieles, was auch bei Ortega zeitbedingt war, in eine neue Welt hineinreichen.

Die Stunde des Abschieds vom Escorial naht; meine liebenswürdige Gastgeberin setzt schon die letzte Zeile an ihren Brief und meint, es sei hohe Zeit, noch einen Imbiß einzunehmen. Ich habe, bis sich der Abend zweimal senkte, diesen heiligen Bezirk so intensiv empfunden, daß ich keine Scheu habe, ihn nun schon wieder zu verlassen. Jenes Spanien, das uns hier mit dem Blick hoch über die Meseta entgegentritt, erhebt in Europa erst jetzt wieder seine Stimme. Es hat die ganze Bedrohung durch das Chaos erfahren und daraus, wie mir scheint, die Lehre gezogen, daß man, in Abwandlung eines bekannten Wortes, nicht vergessen darf, aber dazulernen muß. Nur wer zu lernen versteht, bleibt lebenskräftig. Darum war Spanien für Europa abgestorben,

solange es sich nicht mehr zum Wahlspruch *„aun apprendo"* — ich lerne immer — seines Meisters Goya bekannte. Natürlich gibt es auch Spanier, die dies auch jetzt noch nicht verstehen können. Sie zählen indes nicht, weil sie der toten Vergangenheit verhaftet sind, während das Spanien, das zählt, die lebendige Vergangenheit auf seine Weise neu entwickelt. Darum ist auch gerade für Spanien die innere Krise Frankreichs von solcher Bedeutung, weil die Überschichtung des Spanischen durch das typisch Exportfranzösische in der ganzen Bourbonenzeit das „aun apprendo" unmöglich gemacht hat. Der Bürgerkrieg war hierfür ein Autodafé. Und schon deshalb allein war er unvermeidlich.

Die echte Revolution wird in Europa zugleich Rückbesinnung sein: die Erweckung unserer schlummernden und verdeckten vitalen Kräfte und die Beseitigung der falschen Götzen, die mit dem Ideal des Einheitsmenschen und der Anbetung der Instinkte des Pöbels aufgerichtet worden sind. In Spanien ist es besonders deutlich zu sehen, was es hieße, den Kontinent der Barbarei auszuliefern, wenn wir die Schiffe hinter uns verbrennen würden. Das macht den ganzen Unterschied zu den der Einheitszivilisation verschriebenen Kolonialländern aus, die sich gegen den alten Erdteil erhoben haben. Hierfür besteht in Spanien ein ebenso feines wie geschärftes Empfinden.

Ich blicke hinüber nach der monumentalen Fassade des Escorial und sehe, daß wahre Größe nur dort sein kann, wo sich ein fast abstrakter Mut zu Schlichtheit mit dem ausgewogenen Sinn für das Maß verbindet. Dort überall ist das neugeborene Europa, wo man das empfindet. Und nur dort. Diese Fronten laufen mitten durch alle europäischen Völker hindurch.

VOM GEHEIMNIS DER MACHT

Das Charlottenburger Schloß ist von einem kunstvollen Rokokogitter umgeben, auf dem in regelmäßigen Abständen der friderizianische Adler mit dem Initial des Königs zu sehen ist. Darunter steht als Wappenspruch *„Suum cuique"*. In dieser schlichten Formel schlummert das Geheimnis der Macht.

Die Ausübung echter Macht kann man mit der Kraft eines Magneten vergleichen, der über ein Feld von wirr durcheinanderliegenden Eisenstücken so lange mit Bedacht geführt wird, bis jedes Teil durch die übergeordnete Kraft den ihm gemäßen Platz gefunden hat. Die Bändigung des chaotischen Triebs im Menschengeschlecht ist das Grundthema aller Geschichte. Die gerechte Ausübung von Macht ist somit die Voraussetzung für das Bestehen der Kultur überhaupt. Und sie ist mehr als die Voraussetzung: Macht, die so wirkt, daß ein jeder das von ihm zu Fordernde leistet und das ihm Zukommende erhält, birgt in sich selbst die Wurzeln aller Kultur. Umgekehrt schließen Ohnmacht oder Mißbrauch der Macht gleichermaßen das „Suum cuique" aus. Beide Erscheinungen sind infolgedessen der Ursprung entweder von Anarchie oder zersetzendem Nihilismus. In beiden Fällen nehmen die einzelnen Teile einer Gemeinschaft nicht mehr den ihnen zukommenden Platz ein. Der Magnet wirkt nicht. Es entstehen dadurch Leerräume oder unmäßige Kraftballungen — das typische Bild vor dem Ausbruch der großen historischen Krisen. Die Macht ist also immer jene

Kraft, die das richtige Maß erhält. Sie stellt keinen Wert an sich dar. Ihre Auswirkungen schaffen die Werte, darunter vor allem das Recht. Es ist der Ausdruck der jede echte Macht beherrschenden Intuition.

Dies erhellt vorzüglich aus der Geschichte des deutschen Kaisertums im Mittelalter, das an seinem Höhepunkt Macht in der glücklichsten Weise auszuüben verstand. Die Krise der mittelalterlichen Kaisermacht setzt zu dem Zeitpunkt ein, in dem ihre magnetische Kraft nicht mehr in der Lage war, die miteinander rivalisierenden Fürsten und Reichsstände im richtigen Maß zu halten. Gleichzeitig fallen Kaisertum und Papsttum, die bis dahin der doppelte Ausdruck einer Totalität waren, endgültig auseinander. Um die Reichsmacht bildet sich ein Leerraum. Im 14. Jahrhundert beginnt infolgedessen eine Kulturkrise, die sich auf drei Jahrhunderte erstreckt, bis mit dem Entstehen des absoluten Fürstentums neue Voraussetzungen für die Ausübung gerechter Macht geschaffen sind. An Stelle des einen großen Magneten sind nun zahlreiche kleine getreten, die in dem beengteren Bereich trotzdem je nach ihrer Kraft und Bedeutung abermals einen in sich geschlossenen Kulturzustand zu schaffen vermögen.

Man nennt diese dreihundertjährige Kulturkrise die Entstehung des modernen Zeitalters. Dies ist insofern richtig, als von nun ab die Macht in unserer Kultursphäre nicht mehr naiv ausgeübt wird, sondern sich die Reflexion einen Platz erobert, der aus der abendländischen Welt nicht mehr weggedacht werden kann. Die Erweckung des Bewußtseins ist erfolgt.

Von nun ab ist für eine längere Wegstrecke das Recht nicht mehr nur ein Ausfluß der Macht schlechthin, sondern es beginnt ein von der Macht losgelöstes, die Macht mehr und mehr einschränkendes Eigenleben zu führen. Der abend-

ländische Mensch unternimmt schließlich den ebenso kühnen wie verhängnisvollen Versuch, die Macht völlig dem Recht unterzuordnen und sie damit ihrer wesentlichen, nämlich jener magnetischen Kraft zu entkleiden. An die Stelle des Richtens tritt das Rechten. Nicht mehr die Macht, sondern das Recht soll nunmehr das „Suum cuique" garantieren. Die durch die „Gnade Gottes" vom Fürsten ausgeübte Macht soll durch den „Rechtsstaat" ersetzt werden. Edward Coke, der Verfasser der *„Petition of Rights"* von 1628, ist Richter und leitet damit die Revolution der Juristen ein, die wiederum fast drei Jahrhunderten das Gepräge gibt. Später sagt der Abbé Galiani, dieser „geniale Zwerg, eine Art Plato oder Machiavelli mit dem Schwung und den Bewegungen eines Harlekins" voraus, daß die abendländische Welt in dem Maße, in dem sie das Recht an die Stelle der Macht setzen wird, sich dem Mandarinensystem der ruhenden chinesischen Kultur angleichen und ihre Dynamik verlieren werde.

Der Abbé Galiani und seine Zeitgenossen konnten allerdings noch nicht übersehen, daß das Recht in unserer dem ewigen Werden geöffneten Kultursphäre keine konstante Größe sein kann, sondern nur der gefrorene Ausdruck der jeweiligen soziologischen Zeitumstände. Dieser Wesensunterschied der abendländischen Kultur zur Kultur der Antike und des (alten) China ist im Zeitalter der Französischen Revolution noch nicht durchdacht. Die Verdrängung der Macht durch das Recht hat jedenfalls die Zersplitterung der Macht in unkontrollierbare, „anonyme" Teilmächte zur Folge, die sich des Rechts immer willkürlicher zu bedienen vermögen. Eine Vielheit ungebändigter wirtschaftlicher und politischer Gewalten erhebt sich über der Degeneration der echten Macht und schafft nebeneinander verschiedene Rechte, von denen schließlich niemand mehr weiß, welchem er unter-

steht. Dieser Pluralismus tritt in den Nationalstaaten an die Stelle des früheren Partikularismus. Er widerspricht nicht einmal einem zentralistischen System, weil er sich untergründig zur Geltung bringt.

In dem Augenblick, in dem dergestalt der bürgerlich gewordene Rechtsstaat auf dem Kontinent triumphiert und sich für alle Ewigkeit einzurichten scheint, besinnen sich die aus ihrer Zeit herausragenden Geister erneut auf die ursprüngliche Natur der Macht. Ehe noch die krisenhaften Erschütterungen eintraten, verkündeten Nietzsche in Deutschland und Sorel in Frankreich die Wiedergeburt der Macht als Vorbedingung jeglicher Rettung. Beide wenden sich leidenschaftlich gegen einen Gesellschaftszustand, in dem sich der Mensch als legal durch die Majorität beherrschtes Herdentier in seiner Entwicklung jeweils nach dem Schwächsten und Dümmsten zu richten habe. Während Nietzsche in dem bereits heraufdämmernden Sozialismus aber „die zu Ende gedachte Tyrannei der Geringsten und Dümmsten, das heißt der Oberflächlichen, Neidischen und der Dreiviertel-Schauspieler", sieht, hofft Sorel auf die in der Arbeiterklasse sich zusammenballende Gewalt, die den Rechtsstaat erschüttern und zugunsten einer dynamischen Gesellschaftsverfassung verwandeln soll.

„Der Wille zur Macht" und die *„Réfléxions sur la Violence"* stehen als die beiden Torwächter und Fackelträger an der Schwelle der aus fahlem Dämmer aufsteigenden großen Krise. Während ringsum noch tiefste Ruhe zu herrschen scheint, nehmen beide Werke die bald mit dem ersten Weltkrieg ausbrechenden ungeheuren Erschütterungen bereits vorweg. Bei Sorel findet sich schon die Scheidung von *Force* und *Violence*, von Macht und Gewalt. Er kommt indes zu einem irreführenden Ergebnis: Gewalt ist für ihn, was Zukunft verheißt; Macht, was die Vergangenheit erhalten will.

Der Italiener Panunzio geht in seinem Buche „*Violenza e forza*" noch weiter und erklärt: „Gewalt gebiert aus dem Schoß der unbestimmten Natur neues Recht. Macht verteidigt altes Recht. Gewalt erschließt und beginnt; Macht schließt ab und beendet. Der Angriffskrieg und die Revolution sind Gewalt; die staatliche Unterdrückung revolutionärer Bewegung und der Verteidigungskrieg sind Macht."

Diese Unterscheidungen sind zunächst nichts als ein Protest; der Ausdruck einer neu erwachenden Dynamik und daher zeitgebunden. Ihre Bedeutung und Sprengwirkung lag darin, daß sie die Erstarrung und Selbstgefälligkeit des bürgerlichen Rechtsstaats an der am meisten fragwürdigen und verhärteten Stelle angriffen: darin nämlich, daß er die Arbeiterschaft, also den überwiegenden Teil des Volkes, nicht in sich einbezog, sie nicht zu integrieren vermochte, sondern auf den Weg der unkontrollierbaren indirekten Teilnahme an der Macht durch Ausnutzung der Lücken im Rechtsgebäude verwies. Hierdurch wurde die Arbeiterschaft zu einem dem Staat, d. h. dem Rechtsstaat, entgegengesetzten Element. Der Minderwertigkeitskomplex fraß sich ein, sie sei ein Paria: das Proletariat. Dieser Komplex ging so tief, daß er auch dann noch fortwirkte, als sozialdemokratische Arbeiterparteien die „Macht" in verschiedenen Ländern ergriffen. Die Arbeiterschaft blieb außerhalb und weiterhin oppositionell zum herrschenden Recht, gleichgültig, ob sich ihre bezahlten Advokaten an den Spielregeln des bürgerlichen Rechtsstaats beteiligten oder nur gegen sie protestierten. Deshalb war aber keine Volkseinheit mehr möglich. Ein Zustand höchster Gefahr trat ein. Das Recht als Ersatz echter Macht konnte in der Tat niemals jene magnetische Kraft ausüben, die wir als das Wesen der Macht begriffen haben. Die Degeneration der Macht mußte vielmehr überall in Europa an den Rand des Chaos führen. Deutschland,

Frankreich, Polen und andere Länder erlebten alle den gleichen Prozeß.

Auch Sorel hat sich später enttäuscht vom Sozialismus abgewandt, nachdem er schließlich ebenso wie Nietzsche erkannt hatte, daß diese Kräfte, die er vordem noch als die schöpferische Gewalt gepriesen hatte, in Wirklichkeit nur den Triumph der Nivellierung herbeiführen konnten und nicht einmal fähig gewesen waren, einfachste Lohnfragen zu lösen. Nietzsche und Sorel enden daher ihr Werk nur mit einem Fragezeichen und einer sich alsbald unheimlich erfüllenden Prophetie. Nietzsche sagt:

„In der Lehre des Sozialismus versteckt sich schlecht ein Wille zur Verneinung des Lebens: es müssen mißratene Menschen oder Rassen sein, welche eine solche Lehre ausdenken. In der Tat, ich wünschte, es würde durch einige große Versuche bewiesen, daß in einer sozialistischen Gesellschaft das Leben sich selbst verneint, sich selber die Wurzeln abschneidet. Die Erde ist groß genug und der Mensch immer noch unausgeschöpft genug, als daß mir eine derart praktische Belehrung und *demonstratio ad absurdum*, selbst wenn sie mit einem ungeheuren Aufwand von Menschenleben gewonnen und bezahlt würde, nicht wünschenswert erscheinen müßte."

Und Sorel am Ende des ersten Weltkrieges: „Wir sind jetzt in die hassenswerteste Periode jeder Dekadenz, jene der Plutokratie amerikanischen Musters eingetreten. Die neuen plutokratischen Mächte vernichten den Krieger und den Produzenten zugleich. Helotennationen werden in die Schlacht und in die Arbeit gesandt. Die neuen Karthagos, England und Amerika, werden bald in der Lage sein, asiatische Horden, die sich beständig erneuern und überlegen ausgerüstet sind, ungeheure Massen halbtierischer, dem Tod geweihter Wesen in die Schlacht zu schicken. Die Blockade,

der Hunger, unkriegerische, unritterliche Mittel entscheiden jetzt den Ausgang des Krieges. Krieg und Krieger sind an der Industrialisierung des Krieges, an dem plutokratisierten Krieg gestorben."

Beide Visionen haben sich auf das furchtbarste erfüllt. Was damals nur eine von verschiedenen denkbaren Möglichkeiten war, ist zur letzten Konsequenz geworden. Der industrialisierte Massenmensch und der von den Instinkten des Herdentieres geleitete Einheitsmensch haben daher, indem sie zum Endkampf um die Zukunft des Menschengeschlechts ansetzen, rücksichtslos vernichtend, ausrottend und ihre Barbarei im Triumph verkündend, selbst die aufhaltenden und neuschöpfenden Gegenkräfte geschaffen: Die gemeinschaftsbildenden Kräfte sind neu erweckt worden. Damit aber werden erst die Voraussetzungen geschaffen, aus denen sich wieder Macht im echten Sinne zu entwickeln vermag.

Der Degeneration der Macht im bürgerlichen Rechtsstaat entspricht als nächste Stufe die Entartung der Macht in nackte Gewalt in einer durch kein höheres Ethos zusammengehaltenen Gesellschaft. Die Geschichte der antiken Kaisermacht bietet in dem Gegensatz zwischen Augustus und Diokletian das augenfälligste Beispiel für die Unterscheidung zwischen Macht und Gewalt. Augustus und Diokletian ergreifen beide das Ruder nach einer Periode der Anarchie und der pluralistischen Gewaltherrschaft. Augustus indes „lag es völlig fern, Gewalt und Raub auch seinerseits zu legalisieren und zum Dauerzustand zu machen" (Rostovtzeff). Er errichtete ein denkbar fein ausbalanciertes Gebäude der Macht, in dem das Hauptgewicht auf die Selbstverwaltung der Städte gelegt wurde, während die Beamtenschaft nur als Hilfs- und Kontrollorgan fungierte. Dadurch

gelang es ihm, eine von Korruption — für antike Verhältnisse — erstaunlich freie kleine Zentralbehörde zu schaffen, die sich als die unantastbare Vertreterin der Reichsmacht fühlte, die Durchführung ihrer großen Linien aber in dem weitverzweigten Imperium verschieden gestuften Selbstverwaltungskörpern überließ. Das augusteische System der Macht ist seitdem das größte Beispiel reichsbildender Kraft geblieben. Sie kann sich immer nur aus dem Zusammenspiel von zentraler Macht mit den Kräften einer Selbstverwaltung entwickeln.

Anders Diokletian. Er vermag aus der Militäranarchie, die ihn, den illyrischen Barbaren, zur Herrschaft bringt, keine andere Konsequenz zu ziehen als die Aufrichtung einer reinen Gewaltorganisation. Die Reste der augusteischen Selbstverwaltungsprinzipien werden durch einen geistlosen Zentralismus beseitigt. Damit aber stirbt die Macht ab. Nun bedeutete Organisation „organisierte Gewalttätigkeit". Die Korruption der Beamtenschaft nahm — trotz einer äußerlichen Stabilisierung der Verhältnisse — zwangsläufig einen immer größeren Umfang an. Die Macht war nicht aus der Anarchie, wie bei Augustus, neu geboren worden, sondern endgültig verloren. Es ist der Wendepunkt zum unrettbaren Verfall. Er ging mit der immer hemmungsloseren Wucherung einer sich wie Pilze ausdehnenden sterilen Bürokratie Hand in Hand.

Macht als magnetische Kraft muß also weiter reichen als es Gewalt je vermöchte. Sie muß sich aus völlig anderen Quellen speisen als denen, der die Gewalt entspringt. Macht entspricht der in sich gestuften Gemeinschaft, sei es nun eine Volksgemeinschaft, sei es eine Völkergemeinschaft. Gewalt dagegen setzt die nivellierte Masse voraus und schafft den Herdenmenschen, der nicht aus eigenem Ethos und Entschluß handelt, sondern vom Schäferhund hierhin und dort-

hin gejagt wird und sich dabei schließlich — da er keine Verantwortung zu tragen hat — vielleicht noch stumpfsinnig wohl fühlt.

Macht fördert Verantwortung der einzelnen Glieder, Gewalt schließt sie aus. Auf der Selbstverantwortung und damit der Selbsttätigkeit der Glieder einer Gemeinschaft beruht nun aber ihre Existenz. Wenn ich nicht mitdenken, mitfühlen und schließlich mithandeln lasse, erniedrige ich den Menschen zum Kollektivwesen, zum Teil eines mechanischen Apparates, zum Maschinenmenschen. Die Verherrlichung der Gewalt war daher ein zeitbedingter Irrtum. Sorels Begriff von der Gewalt ist, wie wir nun sehen, noch einer Epoche zugehörig, in der das klassenkämpferische Denken den Weg zu dauerhaften Kategorien verbaute[1].

Das soll freilich nicht heißen, daß Gewalt entbehrlich wäre. Sie ist sogar völlig unentbehrlich — nach innen wie nach außen. Aber innerhalb einer Volks- oder Völkergemeinschaft kann und darf Gewalt nur ein von der übergeordneten Macht wohlberechnet eingesetztes Mittel sein, das dort seine Wirkung tun muß, wo sonst gewaltsame Einbrüche der Gegenkräfte drohen würden. Damit ertönt unsere Grundmelodie: Echte Macht kann nur im Unbewußten verankert sein und aus dem Glauben gespeist werden, daß sie einem höheren Zwecke, also dem ewigen Werden dient. Dort, wo sie sich im Sein erschöpfen will, muß sie in unserem Zeitalter der zersetzenden Kraft des Bewußtseins verfallen.

[1] Sorel schwankte denn auch durchaus typisch in seinen letzten Lebensjahren zwischen Lenin und Mussolini, die er vor dem ersten Weltkrieg beide beeinflußt hat. Vgl. M. Freund, Georges Sorel. Frankfurt 1932.

Leopold von Ranke hat vor einem Jahrhundert, als er über die Wirkung der Französischen Revolution sprach, die folgenden, für das Geheimnis der Macht sehr erleuchtenden Sätze geschrieben: „Eine uns eigene, große, deutsche Aufgabe haben wir zu lösen: den echtdeutschen Staat haben wir auszubilden, wie er dem Genius der Nation entspricht. Ein großes Volk so wie ein selbständiger Staat werden nicht allein daran erkannt, daß es seine Feinde von den Grenzen abzuwehren weiß. Die Bedingung seiner Existenz ist, daß er dem menschlichen Geiste einen neuen Ausdruck verschaffe, ihn in neuen, eigenen Formen ausspreche und ihn neu offenbare. Das ist sein Auftrag von Gott."

In unsere, gemessen am Zeitalter Rankes so viel größeren Verhältnisse übersetzt, heißt dies, daß unsere Ideen des sozialen Volksstaats mit den in Europa entstehenden Machtverhältnissen übereinstimmen müssen. Hier stehen wir nun durch die vom Krieg herrisch verlangten Notstände vor einem scheinbaren Widerspruch: Deutschland muß zugleich Europa zu einer neuen gemeinschaftlichen Einheit verbinden und — da es im Kampf auf Leben und Tod für den ganzen Erdteil steht — unausgesetzt Opfer von den anderen europäischen Völkern für die gemeinsame Rettung verlangen. Ein Existenzkampf dieses Ausmaßes schließt Rücksichten auf Empfindlichkeiten weitgehend aus. Hier liegt — im Sprachgebrauch der Philosophie — eine Antinomie vor, eine sich aus der Natur der Dinge ergebende Gegensätzlichkeit des Denkens und Handelns. Man muß das klar erkennen, und es besteht kein Anlaß, dies zu verschweigen. Die Antinomie ist um so größer, als sich, wie wir oben zeigten, die meisten eurpoäischen Völker über die große Verwandlung der Welt und die voraussichtliche Zukunft unseres Erdteils kein nüchternes, von Wunschvorstellungen freies Bild zu machen vermögen. Die furchtbare Gewalt der antieuro-

päischen Weltmächte ist ihnen nicht zum Bewußtsein gekommen — jene Gewalt, die Europa unrettbar in den Abgrund reißt, wenn sie unseren Kontinent überflutet.

Hunderttausende haben nun schon für die Rettung unserer Kultur ihr Leben gelassen. Das wiegt mehr als vage Versprechungen der ozeanischen Völker, sie würden die wilde Gewalt des Bolschewismus ans Gängelband nehmen. Es wiegt auch mehr als dieser und jener Mißgriff, der von unserer Seite in Europa hier und dort gemacht worden ist. Wenn es gelingt, den Sinn für das Wesentliche, für die Existenz also, bei allen europäischen Völkern zu schärfen, so ist diese Antinomie zu überwinden. Der Genius des deutschen Volkes ist aufgerufen, in eine Macht hineinzuwachsen, mit der es das Schicksal in dem Augenblick ausgestattet hat, in dem über die Zukunft aller Weltkulturen entschieden wird. Da es als Volk so sehr im Mittelpunkt steht, kommt es bei dieser richtigen Ausübung der Macht auf das Verhalten eines jeden einzelnen an.

Damit aber sprechen wir schon von dem anderen Geheimnis der Macht: diejenigen, die sie zu gebrauchen haben, müssen von der inneren Überlegenheit dessen beseelt sein, der stets weiß, daß er dem höheren Gesetz des Ganzen dient. Das bedeutende Vermächtnis, das uns Bismarck von diesem Gebrauch der Macht als Dienst hinterlassen hat, ist darum auch, daß nur der zum Beruf des Herrschens taugt, der zu dienen bereit ist. Bismarcks Friedensschlüsse von 1866 und 1871 waren die letzten Friedensverträge, die dem Maße Europas gerecht wurden — getragen von dem Dienst an einer höheren Idee. An sie knüpft der deutsch-französische Waffenstillstandsvertrag von 1940 wieder an.

Die verschiedenen Elemente der Macht, die tiefen Unterschiede, die sich zur Gewalt, zur Willkür ergeben, auf der anderen Seite die Ausübung der Macht als Dienst und Verpflichtung, dies alles führt schließlich zu der Frage, was das „Suum cuique" sowohl für den einzelnen wie für die Volksgemeinschaft zu bedeuten hat. Und es führt weiter zu dem Verhältnis von Macht und Recht, wie es sich nunmehr stellt.

Wir sind bereits ein erhebliches Stück über Nietzsche und Sorel hinausgewandert. Der leidenschaftliche Kampf, den beide für die Regeneration der Macht geführt haben, stand, wie wir sahen, in tiefem Zusammenhang mit der Degeneration des bürgerlichen Rechtsstaats in Europa, der entweder zum Instrument des Finanzkapitalismus entartet war oder als bequemes Deckungsmittel für kleinbürgerliche Instinkte bzw. den Klassenkampf diente. In jedem Fall war dieser bürgerliche Rechtsstaat so beschaffen, daß er die Arbeiterschaft abseits ließ. Die große Ausnahme bildete in Deutschland Bismarcks Sozialgesetzgebung, die aber vereinzelt und unverbunden innerhalb eines andersgearteten Systems stand. Der Schritt, den wir über jenes Zeitalter hinaus getan haben, liegt also in der neuen Auffassung vom Volk als einer in sich gegliederten Gemeinschaft. Diese besondere europäische Ausprägung des Sozialismus läßt im Gegensatz zum Bolschewismus Raum für die Entfaltung der Persönlichkeit und faßt den Menschen nicht nur als ein beliebig austauschbares Stück Masse auf, sondern als einen Wert an sich. Umgekehrt ist es das Wesen des Amerikanismus, daß mit ihm heute wie ehedem die strikte Leugnung jeglicher sozialen Gemeinschaftsverantwortung unlöslich verbunden ist. Hieraus ergibt sich nun, wie mir scheint, ein entscheidender Grundbegriff, der sich aus der Neubegründung der Macht herleitet: *die Geborgenheit* der Völker und des Menschen.

Wir haben in dem Abschnitt über das Luftzeitalter gezeigt, daß dieser Weltkampf erst dann enden wird, wenn sich ein neuer goldener Schnitt für die Machtverteilung der großen kontinentalen Einheiten herausgebildet haben wird. Dem entspricht nach innen für die einzelnen Völker und Volksteile und schließlich für den einzelnen Menschen der Zustand der Geborgenheit als der wahre Ausdruck und das Ergebnis der Macht. Die gemeinschaftsbildende Kraft der Macht muß also das Recht neu erzeugen. Ohne eine gültige Rechtssatzung kann es keine wirkliche Ausübung von Macht und somit keine wirkliche Geborgenheit geben. Jeder revolutionäre Prozeß vollendet sich daher in der Schöpfung einer allgemein verbindlichen Rechtssatzung. Nur der ahasverische Geist konnte den Begriff der „permanenten Revolution" überhaupt erfinden, durch den der revolutionäre Impuls seines schöpferischen Gehalts beraubt und in einen widerwärtigen Nihilismus verwandelt wird. Dasselbe gilt für eine geschriebene oder ungeschriebene Rechtssetzung, die nicht allgemein verbindlich sein will und zur Bildung bevorrechtigter Kasten führt, die das Recht willkürlich nach ihrer Laune beugen. Es gibt nur ein Vorrecht: das des größeren Dienens; nie dagegen ein Privilegium für frühere Verdienste. Was man nicht täglich neu erwirbt, ist man nicht. Der Dank kann immer nur in der Anerkennung der kommenden Geschlechter beruhen. Sie sind die Richter, die das Privilegium des Nachruhms verleihen. Das einzige, das Berechtigung besitzt.

Für all dies beginnen die europäischen Völker erst während des zweiten Weltkrieges reif zu werden. Das lehrt vielleicht am besten ein Blick auf Frankreich, das sich erst durch die bitteren Erfahrungen seit dem Jahre 1940 an das

kontinentale Europa angeschlossen hat. Das 19. Jahrhundert reicht in Frankreich bis zum Untergang der Dritten Republik. Bis dahin gab es überhaupt keine Möglichkeit für die Franzosen, dieselbe Sprache zu sprechen wie die anderen Europäer. Das ist keine Erkenntnis von heute. Ich habe schon in einem 1933 erschienenen Buche darauf hingewiesen, daß damals die französische „*paix*" und das Wort „Frieden" nichts miteinander zu tun hatten und daß es kein Nachkriegsfrankreich gab, wie es ein Nachkriegsdeutschland, ein Nachkriegsitalien und ein Nachkriegs-Südosteuropa gegeben hat. Die französische Jugend war die Jugend einer siegreichen Nation, der sich zunächst keine Ziele mehr stellten. In ähnlicher Lage befand sich die Jugend der nordischen Länder, die im umhegten Garten der im ersten Weltkrieg bewahrten Neutralität aufgewachsen war. In Frankreich wurde daher die Politik geradezu ein Monopol der älteren Generation. Barthou z. B. bildete einmal ein Kabinett, dessen Mitglieder ein Durchschnittsalter von dreiundsechzig Jahren aufwiesen. Die französische Jugend kümmerte sich wenig um diese alten Herren. Weder waren sie ein Vorbild, noch reizten sie im allgemeinen zu leidenschaftlichem Widerspruch. Die Chambre des Députés bildete eine Kaste für sich, die abgeschlossen von dem, was die jüngere Generation interessierte, ein undurchsichtiges Gesellschaftsspiel trieb.

Erst als es zu spät war, erkannte die französische junge Generation, daß es sich bei diesem Gesellschaftsspiel um Leben und Tod der Nation gehandelt hatte. Eine starke persönliche Ausprägung und zögerndes Suchen nach einem neuen Lebensstil war für diese Jugend kennzeichnend. Sie verband sich oft mit romantischen Ideen, wie sie sich besonders typisch in den Werken Jean Gionos und anderer ausprägten.

Im Mittelpunkt des politischen Denkens dieser Frankreich regierenden alten Herren stand der Begriff *„Sécurité"*. Wir können nun gut sehen, wie unser Begriff der Geborgenheit sich von dieser fatalen „Sécurité" unterscheidet, mit dem die Katastrophe, die Frankreich betroffen hat, eigentlich eingeleitet worden ist. Das, was die letzte Periode der Dritten Republik unter „Sécurité" verstand, war völlig nach rückwärts gewandt. Es hatte nichts mit den Erfordernissen der modernen Zeit zu tun, sondern wollte im Gegenteil Frankreich von ihr abkapseln. Die „Sécurité" zielte weder nach innen noch nach außen auf die Bildung einer Gemeinschaft, in der sich die Sorgen und Nöte aller Schichten des Volkes wie im größeren Rahmen aller Völker, die zu ihr gehören, widergespiegelt hätten. „Sécurité" wurde zum Begriff der Macht einer sehr kleinen Gruppe von Berufspolitikern. Er entsprach nach außen jenen „Erbfeindschaften" und überhaupt jenem engräumigen Chauvinismus, der für die jetzt heranwachsende europäische Jugend keine Bedeutung mehr haben kann, nachdem es klar geworden ist, daß die Anerkennung der geschichtlichen Eigenart und der völkischen Existenz aller Glieder der europäischen Familie allein die Grundlage künftiger europäischer Politik sein kann. Hier setzte denn auch sofort die fruchtbare Selbstkritik der jungen Generation in Frankreich ein.

Wir wiederholen: Das Recht kann niemals die Macht ersetzen, und wenn dies, wie im 19. Jahrhundert, geschieht, so sind schwerste Störungen innerhalb einer jeden Gesellschaft unvermeidlich. Umgekehrt aber gibt es ohne Recht keine dauernde Ausübung der Macht, da dann keine Geborgenheit entstehen kann.

Wir können dies am besten mit den platonischen Kate-

gorien des männlichen und weiblichen Prinzips erfassen, deren Zueinanderordnung und Ausgewogenheit die Dauer einer jeden Staatsschöpfung oder gar Reichsbildung ausmacht. Die Macht ist das männliche, Gerechtigkeit und Geborgenheit sind die weiblichen Prinzipien innerhalb jeder Gemeinschaft. Eine empfindliche Verschiebung des Schwergewichts des einen auf Kosten des anderen kann nur von verderblichen Folgen begleitet sein. In Deutschland hat man früher gern von dem „Vater" Staat gesprochen. Schon das Reich ist eine völlig andere Kategorie, es ist nur als eine Allmutter zu denken. Mit dem Begriff des Reiches aber ist der der Geborgenheit unauflöslich verknüpft, während der Staat, gemessen an dieser großen Universaltradition unseres politischen Denkens, eine nüchterne und abstrakte Zweckkonstruktion bleibt. Man kann das Volk lieben und kann das Reich lieben, und man kann auch eine Gemeinschaft von Völkern lieben. Dem Staat aber dient man. Das macht den ganzen Unterschied aus. Erst in der Verbindung des weiblichen mit dem männlichen Element kann überhaupt eine höhere, über die reine Zweckbedingtheit in die eigentlich wesentlichen emotionalen Schichten des Menschen hineinreichende Einheit innerhalb eines Volkes wie innerhalb einer Völkergemeinschaft erreicht werden. Diese Auffassung vom Recht in seinem Verhältnis zur Macht ist der römischen Rechtstradition wesentlich entgegengesetzt.

Wir können jetzt das Geheimnis der Macht sich noch von einer anderen Seite entwickeln sehen: Macht und *Gerechtigkeit* gehören zusammen, wenn anders die Macht nicht zur Willkür entarten will. Solange die europäische Welt im römischen Rechtsdenken befangen war, gab es für diese fundamentale Erkenntnis keinen Raum, weil das Recht in der römischen Tradition sich überhaupt nicht von einem außerjuridischen Standpunkt aus beurteilen läßt. Daran

an dieser abstrakten Buchstabenherrschaft des Rechts, ist der bürgerliche Rechtsstaat zugrunde gegangen. In ihm konnte Recht durchaus Recht sein und dennoch von der höheren Ordnung der Gemeinschaft her als absolutes Unrecht erscheinen. Ortega[1] hat kürzlich darauf aufmerksam gemacht, daß für das Volk der Römer das Recht die Hauptleidenschaft war, was heutigen Tages nicht mehr verstanden werden könne. Ortega meint, für uns sei Recht Recht, weil es richtig sei, während der reine Römer umgekehrt geglaubt hat, das Richtige sei richtig, weil es Recht sei. Er zitiert dazu Titus Livius: „Das Gesetz ist taub und unerbittlich, außerstande zur Nachsicht und Güte vor der geringsten Überschreitung."

Nun, es kann sich nicht die Strenge des Gesetzes ändern, wenn es überhaupt Recht geben soll. Wohl aber müssen sich die Prinzipien ändern, aus denen das Recht überhaupt erwächst. Die Krise der „formal"-juristischen Betrachtungsweise, in deren Mitte wir uns noch befinden, war unvermeidlich. Sie hängt mit dem Ende des wesentlich auf dem römischen Rechtsdenken begründeten bürgerlichen Zeitalters auf das engste zusammen. Wenn heute in unser Recht der Begriff des „gesunden Volksempfindens" eingeführt worden ist, so handelt es sich dabei zunächst um eine außerjuristische Kategorie, die, solange wir im übrigen noch die Bestandteile des früheren Rechtsdenkens festhalten, etwas Fließendes an sich hat. Das Einströmen außerjuristischer Ideen in das überlieferte römische Recht ist ein umwälzender Vorgang, der konsequent zu Ende geführt werden muß. Es gibt kein Zurück in das römische Rechtsdenken, das weder mit unserem Begriff der Geborgenheit noch der Gerechtigkeit als dem doppelten Spiegelbild der wahren (von der Gewalt unterschiedenen) Macht in Übereinstimmung gebracht

[1] José Ortega y Gasset „Geschichte als System", 1943.

werden kann. Auch hier müssen wir also nach vorwärts gehen, ganz entschieden und bewußt: einer neuen Rechtssicherheit entgegen.

Wir müssen ehrlich genug sein, anzuerkennen, daß dem Zusammenbruch des bürgerlichen Rechtsstaats nicht sofort ein ausgebildetes neues Rechtswesen gefolgt ist. Es sind Lücken entstanden, die dem grundlegenden Begriff der Geborgenheit widersprechen. Große Rechtskomplexe sind in das Zwielicht des „Ermessens" gerückt, die Befugnisse der mittleren Bürokratie haben sich dadurch auf dem Gebiet des Verwaltungsrechts allzu dehnbar entwickelt. Das alles ist nicht zu bestreiten, aber man muß sich bewußt sein, daß wir uns im Übergang von einem Rechtssystem in ein anderes befinden. Eine solche Umformung ist in der Geschichte immer ein langwieriger Prozeß gewesen. Die sogenannte „Rezeption" des römischen Rechts in das deutsche erstreckte sich sogar über Jahrhunderte. Der Übergang in ein neues Rechtssystem kann sich auch nicht etwa mit der Herausgabe neuer Gesetzbücher erschöpfen. Er ist sehr viel umfassender und mit der — noch im Gang befindlichen — soziologischen Umschichtung verbunden. Denken wir nur z. B. an den Begriff des Eigentums: Jenes Eigentumsrecht, das Eigentum nach der Denkwelt des 19. Jahrhunderts nur als Rechtsbegriff auffaßte, ist nicht mehr haltbar und auch in der Praxis hundertfältig durchbrochen. Eigentum als Verpflichtung ist eine im römischen Rechtsdenken überhaupt nicht vorkommende Kategorie. Wie aber ist sie nun juristisch generell zu fassen und festzulegen? Hier wie auf zahllosen anderen Gebieten sind die Probleme überhaupt erst aufgetaucht. Daran freilich ist kein Zweifel, daß sie *bald* gelöst werden müssen, daß die bestehende Unsicherheit über die Auslegung und Sprechung des Rechts nur ein vorübergehender Zustand sein kann. In der Entwicklung der Macht im

Sinne des „Suum cuique", in der Entwicklung der Macht also als Gerechtigkeit muß auch die Neugeburt einer die Gemeinschaft durchpulsenden Rechtsordnung beschlossen liegen. Das klärt sich natürlich nur, wenn man die gemeinsame Wurzel von Macht, Gerechtigkeit und Geborgenheit im Gegensatz sowohl zur Gewalt und Willkür sowie zum abstrakten römischen Rechtsdenken erkennt.

Wir haben von dem Begriff der Macht bisher ohne wesentliche Unterscheidung von „innen" und „außen" gesprochen. Dies geschieht bewußt; denn ebenso wie der bürgerliche Rechtsstaat ist auch das Völkerrecht in seinen wesentlichen Überlieferungen vollständig zusammengebrochen. Der zweite Weltkrieg hat hier nur den Schlußstrich unter eine sich seit langem abzeichnende Entwicklung gezogen. Völkerrecht im bisherigen Sinne ist in erster Linie Vertragsrecht zwischen einander theoretisch gleichgeordneten Partnern, ist Staatenrecht gewesen. Es war und ist überhaupt nur solange denkbar, als diese Partner eine gemeinsame außerrechtliche Grundlage in ihrem Verhältnis zueinander anerkennen. Solange die europäischen Mächte und unter ihnen vor allem das Britische Reich eine für alle übrigen Weltteile verbindliche Norm gefunden hatten, solange andererseits Rußland ein Teil dieses „europäischen Konzerts" gewesen ist, waren die außerrechtlichen Voraussetzungen für völkerrechtliche Vertragsabschlüsse und -abmachungen gegeben, wie sie früher in der christlichen Welt im Gegensatz zur außerchristlichen vorhanden gewesen sind. Diese Voraussetzungen bestehen heute nicht mehr. Der Zusammenbruch des Völkerrechts, wie er sich in der furchtbarsten Weise im zweiten Weltkrieg erweist, ist also nur das Ergebnis des Wegfalls allgemeinverbindlicher Normen. Dies hatte

sich schon vor dem Kriege, um mit Carl Schmitt zu sprechen, in der „Wendung zum diskriminierenden Kriegsbegriff" abgezeichnet. Die britische, amerikanische und sowjetische Kriegspropaganda vor dem Kriege bestand wesentlich darin, daß ein voraussichtlicher Gegner nicht als ein völkerrechtlich gleichgestellter Partner, der seine berechtigten Interessen vertritt, angesprochen wurde, sondern als „outcast", als eine Macht, die sich außerhalb des „Rechtsbegriffs" gestellt habe und infolgedessen auch keinen Anspruch auf „völkerrechtliche" Behandlung besitzen werde. Längst vor dem Beginn der akuten kriegerischen Verwicklungen war diese Wendung zum diskriminierenden Kriegsbegriff vollzogen, die nichts anderes als die Auflösung der Reste des bis dahin noch bestehenden Völkerrechts bedeutete. Es entspricht diesem Geiste, wenn ein offiziöser amerikanischer Kommentator nach dem Zusammenbruch Italiens die vollkommene Unterwerfung der Italiener verlangt, um dann zu schreiben: „Unter diesen Bedingungen sind die Planer Amerikas bereit, ein freies Italien in der Brüderschaft der Zivilisation willkommen zu heißen[1]." Es wird also unterstellt, daß Italien bisher der „Zivilisation" überhaupt nicht mehr angehört habe. Der diskriminierende Kriegsbegriff ist damit zur totalen Entfaltung gelangt.

Die deutsche Völkerrechtswissenschaft hat als erste aus dem Zerfall des bisherigen Völkerrechts aufbauende neue Schlußfolgerungen gezogen. Sie hat das bisherige Staatenrecht hinter sich gelassen, nachdem endlich anerkannt war, daß es mit der Wirklichkeit ebensowenig mehr etwas zu tun hatte als in der Nationalökonomie der *homo oeconomicus* mit den heutigen Wirtschaftsformen. Unter vielen gleichzeitigen Bemühungen hat *Carl Schmitt* mit der Begriffsbildung einer „völkerrechtlichen Großraumordnung mit

[1] American Mercury. August 1943.

Interventionsverbot für raumfremde Mächte" den entscheidenden Schritt getan. Höhn, Huber, Krüger, kurz, die gesamte jüngere Generation der deutschen Völkerrechtler hat sich dann in gegenseitiger Kritik an dem Aufbau einer neuen völkerrechtlichen Gedankenwelt beteiligt. Wir stehen also, was die theoretische Erkenntnis angeht, durchaus nicht mehr auf schwankem Boden, wie dies noch vor einigen Jahren der Fall war. Es besteht Übereinstimmung darüber, daß die Bildung eines Großraumes den Imperialismus im Sinn des 19. Jahrhunderts ausschließt. „Statt der Interessenpolitik einer herrschenden Staatsmacht steht als Ziel eine Neuordnung für alle daran beteiligten Völker, die den natürlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Kräften Raum läßt und sie für den Gedanken einer neuen und gerechten Ordnung gewinnen will, im Mittelpunkt" (Höhn).

Die Westmächte versuchten bisher gleichzeitig am überkommenen Souveränitätsbegriff festzuhalten und die Monroe-Doktrin als Großraumprinzip zu vertreten, der sich neuerdings eine ähnlich geartete Empire-Doktrin der Engländer anzugleichen versuchte. Der südafrikanische Premierminister Smuts hat dann aber in einer Guildhallrede in London im Oktober 1943 zugeben müssen, daß auch für die Westmächte der bisherige Souveränitätsbegriff nicht mehr anwendbar sei. Während er sich haßerfüllt gegen Deutschland wandte, mußte er gleichzeitig Gedanken äußern, die in den letzten Jahren gerade von der neuen deutschen Völkerrechtslehre entwickelt worden sind. Auch auf dem Gebiet des Völkerrechts zeichnen sich also, geboren aus der tiefen inneren Unsicherheit der Westmächte, Entwicklungen ab, wie wir sie oben in den Schriften von Roberts und Carr beobachten konnten.

Die babylonische Verwirrung, die in England und Amerika über die Möglichkeiten einer Nachkriegsordnung entstanden

ist, rührt daher, daß sich dort die verschiedensten einander ausschließenden Bestrebungen und Theorien überkreuzen. Die Erkenntnis vom Zusammenbruch des bisherigen Völkerrechts hat sich auch dort verbreitet. Die Rückkehr zum früheren Souveränitätsbegriff hält man für unmöglich. Während nun aber England, wie wir es geschildert haben, an seiner traditionellen Gleichgewichtspolitik *in* Europa, d. h. an der Zersplitterung Europas festhalten will, wünscht dasselbe England den Zusammenschluß Europas zu einer „größeren Einheit", wie dies Churchill im März 1943 andeutete. Dies aber nur, weil es natürlich auch den Engländern klar ist, daß ein zersplittertes Europa unter allen Umständen in kurzer Zeit die leichte Beute des Bolschewismus werden müßte, was ebenfalls der Fall wäre, wenn ein zersplittertes und ohnmächtiges Deutschland statt des starken Reiches in der Mitte des Erdteils läge. Gerade ein derart zersplittertes und ohnmächtiges Deutschland aber wünschen die Engländer und Amerikaner. Diese Widersprüche führten zu einem beständigen Rückzug der anglo-amerikanischen Auseinandersetzung vor dem Bolschewismus, der nach der Opferung Polens an die Sowjetunion zwangsläufig Schritt für Schritt die Opferung ganz Europas nach sich zieht. Schon ist man dazu übergegangen, Europa in eine westliche und östliche „Einfluß-Sphäre" zerlegen zu wollen. Das erste *sacrificium intellectus* bedingt alle übrigen.

Damit ist geklärt, warum es, wenn wir vom Geheimnis der Macht sprechen, in Europa kein „innen" und „außen" geben kann. Macht, Geborgenheit und Gerechtigkeit können sich überhaupt nicht mehr auf ein einzelnes europäisches Volk beziehen, sondern nur auf den Erdteil als Ganzes. Die jetzt in der Welt vorliegende Machtgruppierung kann Europa nur als Einheit überleben oder es wird als geistiger wie als politischer Begriff ausgetilgt werden. *Dem*

entspricht die Anerkennung der Substanz aller europäischen Völker als gleichberechtigtem Grundstoff einer neuen Kontinentalpolitik. Es lohnt sich infolgedessen gar nicht, das im Mittelpunkt der Propaganda gegen Deutschland stehende Schlagwort vom „Herrenvolk" zu erörtern. Es ist eine bewußte Verzerrung der Deutschland militärisch auf dem Kontinent zugefallenen Führung.

Welche Grundprinzipien sind es also, die einen Frieden in der Welt wieder herbeiführen können? Niemand vermag zu entscheiden, ob sich die Menschheit dem Zustand eines ewigen Friedens entgegen entwickelt, oder ob dies einer der nie erfüllbaren Träume ist. Am Ende des ersten Weltkrieges riefen die Pazifisten „Nie wieder Krieg!". Daraus wurde im Laufe der Jahre der Slogan der Demokratien „Krieg dem Kriege!". Daraus wieder entstand der diskriminierende Kriegsbegriff und in seiner Folge der Zerfall der letzten Reste des Völkerrechts.

Es ist nicht zu erwarten, daß sich in der in gewaltige Machtkomplexe zerfallenden Welt in absehbarer Zeit eine allgemeinverbindliche Völkerrechtsnorm zu entwickeln vermöchte. Frieden kann nur durch die richtige Ausübung von Macht entstehen. Daß England nach 1919 die ihm zugefallene Macht nicht mit weiser Überlegung zu verwenden wußte, daß es sich vielmehr schon auf der Friedenskonferenz wieder im Dschungel der europäischen Gleichgewichtspolitik verlor, ist die große Anklage, die vor der Geschichte gegen das britische Volk erhoben werden muß. Der jetzt in der Welt eingetretene Zustand läßt klar erkennen, daß es auch in der Zukunft voneinander geschiedene Völkerrechtszonen geben wird, in denen nach sehr verschiedenen Prinzipien und von ganz verschiedenen Grundlagen aus Macht ausgeübt werden wird und sich infolgedessen auch verschiedene völkerrechtliche Normen entwickeln werden. Das muß man rea-

listisch als Bedingung unseres Zeitalters hinnehmen. Die anglo-amerikanischen Schulen versuchen, diesen zunächst gegebenen Zustand zu vernebeln, um ihre Weltherrschaftspläne auf der Fiktion aufzubauen, es gäbe bereits einen weltverbindlichen Nomos — nämlich ihren eigenen. In Wirklichkeit kann diese Lehre nur Krieg in Permanenz bedeuten. Die Herbeiführung eines allgemeinen Friedens ist also nur möglich, wenn in den verschiedenen in der Welt vorhandenen Völkerrechtszonen tatsächlich anerkannt wird, daß Macht im derzeitigen Weltzustand nach verschiedenen Prinzipien ausgeübt werden muß. Das ist offensichtlich erst möglich, wenn die Mächte mit universalem Weltherrschaftsanspruch auf die Erkenntnis ihrer eigenen Begrenztheit gestoßen sein werden. Erst dann sind Abgrenzungen im Weltmaßstab und damit auch wirklicher Friede möglich. Niemand vermag sich heute vorzustellen, welches Ausmaß der Vernichtung notwendig sein wird, bis das der Fall sein wird. Die strittigen Sphären zwischen den verschiedenen Völkerrechtszonen umfassen heute noch ganze Erdteile, wie z. B. Afrika. Die Maßlosigkeit triumphiert. Es ist nicht unsere Aufgabe, billigen Trost zu spenden. Niemand vermag den undurchdringlichen Schleier vor dem Zukünftigen zu heben. Die Ahnung dessen, was er verbirgt, richtig zu entwickeln, ist die stolzeste Pflicht des Geistes.

Der Dienst an der Idee des Friedens kann weniger anspruchsvoll, aber dafür wirksamer vollzogen werden, indem sich die Bereiche, in denen der Krieg durch die richtige Ausübung von Macht ausgeschlossen wird, erweitern. Die abstrakte Friedenstheorie der Pazifisten wurde zu einem der am tiefsten wirkenden Kriegsgründe. Demgegenüber ergibt sich die konkrete Möglichkeit des Friedens innerhalb großer, bisher fortwährend von Kriegen erschütterter Einheiten der Erde.

Wir können heute die begründete Hoffnung aussprechen, daß mit diesem zweiten Weltkrieg die Epoche der Kriege innerhalb Europas für alle Zeiten beendet sein werde. Dies ist zunächst das wesentlichste Ergebnis, daß dieser Krieg zeitigen muß. Seine Voraussetzung ist, daß sich Deutschland als das Machtzentrum des Kontinents gegen den ungeheuren Druck der außereuropäischen Mächte mit der Unterstützung der übrigen europäischen Völker zu halten vermag. Wird dies der Fall sein, so wird ein Krieg innerhalb Europas bald ebenso unmöglich werden, wie heute ein Krieg zwischen Provençalen und Bewohnern der Ile de France oder zwischen Preußen und Bayern denkbar wäre. Die Grenzen innerhalb des europäischen Erdteils werden dann jene Bedeutung verlieren, die sie bis an die Schwelle des zweiten Weltkrieges besessen haben und besitzen mußten. Diese sich neubildende Einheit aber kann nur mit dem Dreiklang von Macht, Gerechtigkeit und Geborgenheit die Rudimente der vielen Jahrhunderte europäischer Binnenkriege überwinden.

Aus der überströmenden Kraft Europas ist das Zeitalter des Imperialismus entstanden. Nun ist es zur Existenzfrage geworden, daß Europa durch die Entfaltung eines neuen dergestalt veränderten Machtprinzips als erster Weltteil die Formen des nachimperialistischen Zeitalters entwickelt. So ist es das Geheimnis der Macht, das sich aus ihr im Gegensatz zu den maßlosen universalistischen, die ganze Welt für sich beanspruchenden Gewalten das neue Maß herausbilde, der Nomos entstehe, aus dem sich allein eine Völkergemeinschaft zu entwickeln vermag. Hieraus mag auch zwischen den Kontinenten schließlich ein neues Völkerrecht hervorgehen.

Macht ist kein Götze, den wir anbeten, weil wir sonst nichts anzubeten hätten. Macht ist Dienst an der Gemeinschaft und an der Zukunft der kommenden Generationen,

für deren Erhaltung, Bewahrung und Geborgenheit sich die gegenwärtige opfert. Die Überwindung des Gemeinen, Niederziehenden und der auflösenden Kräfte erfolgt nicht durch eine Flucht in romantische Vorstellungsbilder, sondern aus der Bejahung des Gegenwärtigen allein. Es ist die Macht des Glaubens an unsere und unserer Kinder höhere Bestimmung, mit der wir die Wirrnis dieser Gegenwart zu ertragen und zu überwinden vermögen. Das Maschinenzeitalter, die Herdeninstinkte des Massenmenschen, die Industrialisierung des Krieges — alle diese Erscheinungen sind heute, wie es je in den großen Krisenepochen der Menschheit gewesen ist, der Macht des Glaubens unterlegen. Wenn wir die Gegenwart als Dienst an dem Bleibenden und Ewigen verstehen, wenn wir diesen erhabenen Gedanken ganz in uns aufzunehmen bereit sind, dann ist auch der Acker bestellt, aus dem dem Abendland die Verehrung des Göttlichen wieder aus einer gemeinschaftlichen Gesinnung möglich sein wird. Diese Stunde wird schlagen.

Jetzt kannst du deine Macht, o Schicksal zeigen:
Was sein soll, muß geschehen, und keiner ist sein eigen.

Was ihr wollt. I, 5.

Von Giselher Wirsing erschien früher

In Eugen Diederichs Verlag, Jena

Zwischeneuropa und die deutsche Zukunft. 1932

Deutschland in der Weltpolitik. 1933. (Vergriffen)

Engländer, Juden, Araber in Palästina. 1938. 5. Aufl. 1942

Der maßlose Kontinent. 1942. 145. Tausend. 1943

Uebersetzungen von „Der maßlose Kontinent"

Französisch bei Bernard Grasset, Paris

Spanisch bei Afrodisio Aguardo, Madrid

Italienisch bei Casa Editrice „Il Tritone", Rom

Niederländisch bei de Lage Landen, Brüssel

Schwedisch bei Dagens Böcker, Malmö

Tschechisch bei Orbis Verlag, Prag

Finnisch bei Werner Söderström, Helsinki

Serbisch bei Kulturgemeinschaft Verlags-AG., Belgrad

Bulgarisch bei Polygrafia, Sofia

Im Verlag Knorr & Hirth, München

Köpfe der Weltpolitik. 1934. (Vergriffen)

Der Krieg 1939/41 in Karten. 4. Aufl. 1942. 400. Tausend
(Spanische Übersetzung in Buenos Aires 1941)

100 Familien beherrschen das Empire. 1940. 120. Tausend
(Übersetzung in zehn Sprachen) (Vergriffen)